



# Leseprobe

Lisa Graf

## **Dallmayr. Der Traum vom schönen Leben**

Roman. Der Auftakt der Bestseller-Saga – zum Dahinschmelzen schön

---

»Sehr sinnlich« *Freundin*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



---

Seiten: 640

Erscheinungstermin: 09. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Zum Dahinschmelzen schön – die Saga um den legendären Aufstieg des Feinkostladens Dallmayr!**

München 1897. Anton und Therese Randlkofer führen den beliebten Feinkostladen Dallmayr in der Dienerstraße. Während die Gutsituierten erlesene Pralinen, honigsüße Früchte und exquisiten Kaffee probieren, träumen vor den prachtvoll dekorierten Schaufenstern die einfachen Bürger vom schönen Leben. Ein jeder möchte Kunde im Dallmayr sein. Doch dem glanzvollen Aufstieg des Familienunternehmens droht ein jähes Ende, als Patriarch Anton ganz unerwartet verstirbt. Schon wenige Tage später beginnt sein Bruder Max zu intrigieren, um das florierende Geschäft unrechtmäßig an sich zu reißen. Entschlossen, ihm das Feld nicht kampflos zu überlassen, setzt sich Therese an die Spitze des Unternehmens. Noch weiß sie nicht, dass auch in den eigenen vier Wänden Geheimnisse lauern ...

Akribisch recherchiert, mitreißend geschrieben – Lisa Graf entführt ihre Leserinnen in diesem wunderschön ausgestatteten Paperback-Roman ins München der Jahrhundertwende. Perfekt zum Schwelgen und Genießen!



### **Autor**

## **Lisa Graf**

---

**Lisa Graf** ist in Passau geboren. Nach Stationen in München und Südspanien schlägt sie gerade Wurzeln im Berchtesgadener Land. Als Hobbybäckerin hat sie eine Schwäche für Trüffelpralinen und liebt Zitronensorbet mit Champagner. Mit ihrem grandiosen Familiensaga-Auftakt entführt sie ihre

*»Ich habe so selten einmal Zeit zu träumen  
und doch so viele Träume.«*

Fanny Gräfin zu Reventlow

I

FEBRUAR 1897

Unüberhörbar und gnadenlos drangen die zwei Schläge vom Turm der Frauenkirche bis zu ihrem Platz in der geheizten Küche. Es war halb sieben. Therese schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein und blätterte in den *Münchener Neuesten Nachrichten*. Wie immer blieb sie bei »Das Kind der Tänzerin«, dem Fortsetzungsroman der Zeitung, hängen. Sie wünschte sich, sie hätte nie angefangen, ihn zu lesen. Aber nachdem sie einmal damit begonnen hatte, konnte sie nicht anders, als täglich nachzusehen, wie es nun mit Robert weiterging, der gegen den Willen seines Vaters, des Earls von Blackport, eine Tänzerin geheiratet hatte.

Therese trank ihren letzten Schluck Kaffee, legte die Zeitung zur Seite und verließ die Küche. Vor dem Spiegel im Flur prüfte sie den Sitz ihres zweiteiligen Tageskleides aus schwarz glänzendem Baumwollstoff. In das Oberteil war ein Bluseneinsatz aus grauer Seide eingearbeitet, das Revers mit winzigen Perlen bestickt. Therese drehte sich einmal zur Seite und strich über das kleine Schößchen, das dem langen Rock seine Strenge nahm und ihrer Figur schmeichelte. Ihr dunkles Haar war zu einem lockeren Knoten gesteckt, ihre Haut von einer fast durchscheinenden Winterblässe und, wie Anton immer

behauptete, trotz ihrer neunundvierzig Jahre nahezu faltenlos. Sie bemühte sich, ihr Spiegelbild mit seinen Augen zu betrachten, nicht mit ihren eigenen, die weitaus weniger wohlwollend waren. Gerade als sie die Treppe zum hinteren Teil des Geschäfts hinunterging, schlug die Turmuhr Viertel vor sieben.

Therese lief an den offenen Regalen mit den edlen Weinen und Spirituosen vorbei, die Korbinian Fey, ihr ältester Mitarbeiter, betreute. Sie wusste, dass sie auf den Flaschen in seinem Verantwortungsbereich kein Staubkörnchen finden würde. Auf ihn war Verlass. Auf der anderen Seite des Ladens standen die Tees und daneben, bis unter den Treppenaufgang, die Kaffeespezialitäten, damit die feinen Düfte des Kaffees sich nicht mit denen des Tees vermischten. Der Tee in den handbeschrifteten Blechdosen kam aus Russland, aus Indien, China, Ceylon. Das kleine Ölgemälde an der Wand, das eine Karawane mit Kamelen in der Wüste zeigte, hing dort, seit sie den Laden vor zwei Jahren übernommen hatten. Der Kaffee von den Hochlagen in Äthiopien und Südamerika wurde in Schiffen über die Ozeane zu ihnen gebracht. Sein Duft war kräftiger, würziger und bedrängender als der des Tees. Eigentlich sollte man die beiden Bereiche noch mehr voneinander trennen, dachte Therese im Vorbeigehen. Doch dazu bräuchte man mehr Fläche – ein Wunsch, den sie schon lange mit sich herumtrug. Aber ihr Mann sagte immer, sie solle Geduld haben und einen Schritt nach dem anderen gehen. Erst fest im Sattel sitzen, bevor man losgaloppierte. Und er hatte ja recht. Aber andererseits war Therese davon überzeugt, dass ein Geschäft wie Dallmayr ohne wagemutige Visionen auf lange Sicht keinen Erfolg haben konnte.

Der Geschäftsraum war durch drei verputzte und weiß gestrichene Säulen geteilt. Auf der einen Seite reichten die dunklen Vitrinenschränke fast bis zur Decke. Der schmale Streifen dazwischen war mit einer eleganten Abschlussborte

bemalt. Der lange Tresen aus poliertem Holz bot Platz für drei Handlungsgehilfen und zwei Angestellte. Hinter den Säulen gab es zwei ovale Verkaufsstände für frische Waren, die in rundherum laufenden Vitrinen präsentiert wurden. In dem ersten lagen die feinen Würste, Schinken und Fleischwaren, die frischen Fische und Meeresfrüchte in den Auslagen. Im zweiten heimisches Gemüse und Salate von besonderer Qualität, Beliebttes wie exotisches Obst, besonders ansprechend und appetitlich präsentiert. Ein separater Stand mit einer kleinen roten Markise lockte wie am Pariser Montmartre mit duftendem backfrischem Brot, feinem Gebäck, Törtchen und einer kleinen Auswahl an offenen Schokoladen.

Thereses Blick blieb an der Schokoladenvitrine hängen. Hatte da tatsächlich jemand seinen Handabdruck auf dem Glas hinterlassen? Therese hatte auch schon eine Vermutung, wer der Missetäter sein konnte. Sie nahm ihr Taschentuch aus der Rocktasche, hauchte das Glas an und wischte mit dem Tuch darüber, bis nichts mehr zu sehen war. Den mutmaßlichen Übeltäter konnte sie aber nicht ausmachen. Wahrscheinlich half er im Hof beim Entladen eines Fuhrwerks oder im Lager. Therese hatte schon ihr kleines Buch und den Bleistift gezückt und machte sich eine Notiz. Sie seufzte. Ludwig, der neue Lehrling, war noch ein halbes Kind. Ein wenig verträumt und manchmal leider auch ein bisschen schlampig. Er würde in seiner Lehrzeit noch viel lernen müssen. Und Therese würde mit Nachsicht und Strenge, sie konnte beides, dafür sorgen, dass er das tat. Nur lohnen musste es sich. Sobald sie merkte, dass ein Angestellter sich nicht bemühte, ihr etwas vorspielte oder sich gar vor der Arbeit drückte, war ihre Geduld schnell am Ende. Therese erkannte rasch, wer zu Dallmayr passte und wer nicht. So weit war es mit Ludwig noch nicht, aber man musste den Burschen auf jeden Fall im Auge behalten.

Kurz vor sieben. Therese ging auf die Eingangstür zu, warf noch einen Blick in die beiden Schaufenster neben der Glastür. Sie waren die Visitenkarten des Geschäfts. Alles war perfekt. Draußen trabte ein Pferdefuhrwerk im Licht der Gaslaterne über das Kopfsteinpflaster. Es war immer noch stockdunkel. Mit dem ersten Glockenschlag zur vollen Stunde schloss Therese auf und öffnete die Tür einen Spalt. Die Türglöckchen erklangen wie jeden Tag, doch ein launiger Windstoß blies eine kleine Schneewolke in den Laden. Einen Augenblick tänzelten die verirrtten Flocken in der offenen Tür, dann schwebten sie langsam zu Boden und verschwanden im Graubraun der großen Fußmatte. Therese schloss die Tür. Sie genoss diese kurze Ruhe vor dem Sturm. Denn schon bald würden die ersten Kundinnen das Geschäft betreten und es zum Leben erwecken.

Während Therese einen letzten prüfenden Blick auf den Laden warf, kam Ludwig mit einem Sack Kaffeebohnen auf der Schulter vom Lager herauf, das im Keller des Hauses untergebracht war. In der Kaffeeabteilung löste der Lehrling die grobe Schnur des Jutesacks, und augenblicklich zog ein verlockender Kaffeeduft durch das ganze Geschäft. Er steckte eine Hand-schaufel hinein, mit der die Kaffeebohnen später gewogen und in Papiertüten abgefüllt wurden. Fräulein Bruckmeier, eine der weiblichen Angestellten, stieg auf die kleine Trittleiter, um die Tafel an der mittleren der Säulen zu beschriften. Unter der Überschrift »Alois Dallmayr empfiehlt heute« ergänzte Fräulein Bruckmeier, die eine besonders schöne Schreibschrift hatte, nun die Tagesangebote. Mit Kreide notierte sie an diesem 4. Februar 1897: »Geräucherter Rheinsalm, Westfäl'er Schinken, Gänseleberpastete, Malta-Kartoffeln«. In der aktuellen Ausgabe der *Münchner Neuesten Nachrichten*, die aufgeschlagen auf dem Tresen lag, versicherte sie sich, dass sie alles richtig

abgeschrieben hatte. Dabei wippten die weißen Enden ihrer Schürzenbänder energisch im Takt. Sie trug das dunkelblonde Haar adrett aufgesteckt. Nur im Nacken kräuselte sich etwas Flaum, der den Haarnadeln entkommen war.

»Ist der Rheinsalm auch wirklich eingetroffen?«, fragte Therese Korbinian Fey, der gerade eine Eiswanne mit frischen Forellen zu einem der runden Verkaufsstände stellte.

»Jawohl, aber damit werden wir keine großen Sprünge machen. Die Hälfte davon ist bereits vorbestellt und wird noch am Vormittag ausgeliefert.«

»Da kannst du gleich den Hermann mitnehmen.«

»Freilich nehm ich ihn mit. Er ist ja schon ein kräftiger Bursche und kann schon genauso viel tragen wie sein Vater. Wie geht es Ihrem Gemahl denn eigentlich heute? Hoffentlich besser?«

»Zumindest wäre mein Mann dir keine große Hilfe, Korbinian. Nimm lieber den Hermann mit«, versuchte Therese zu scherzen.

»Das wird schon wieder«, tröstete Fey sie.

Therese und Anton Randlkofer führten den Laden in der Münchner Altstadt nun seit fast zwei Jahren. Bei »Alois Dallmayr«, wie das Geschäft in der Dienerstraße schon seit zweihundert Jahren hieß, gab es »Colonialwaren, Thee und Cigarren« sowie »Delikatessen, Weine und Spirituosen«. So stand es über den beiden Schaufenstern auf der Fassade des vierstöckigen Hauses. Darüber hingen die neuen Gaslampen und beleuchteten die Waren in den Schaufenstern. Sie waren ebenso erlesen wie die Kundschaft, die das Geschäft frequentierte. Der Marienplatz, wo auf einer riesigen Baustelle gerade der zweite Bauabschnitt des Rathauses der Stadt München gebaut worden war, lag direkt daneben. Zum Viktualienmarkt mit seinem täglich frischen Angebot an Waren kam man nach wenigen Schritten. Therese und Anton waren mit ihrem Geschäft

im Zentrum der bayerischen Landeshauptstadt angekommen. Und wenn der Marienplatz das Herz der Stadt war, so sollte der »Dallmayr« der Bauch der Stadt werden – das hatten Therese und Anton einhellig beschlossen. Der Laden sollte eine Verheißung für alle Feinschmecker sein, die Wert auf außergewöhnliche Qualität und Frische der Lebensmittel legten und darauf brannten, neue, bislang unbekannte, auch exotische Genüsse zu erleben. Pasteten aus Frankreich, Schokolade aus Belgien, Weine aus Italien, Früchte aus Österreich-Ungarn und Käse aus Frankreich oder der Schweiz. Und auch exotische Früchte, Kaffee, Kakao und Tee aus den überseeischen Kolonien durften auf den Banketten der Wohlhabenden nicht fehlen.

Während Thereses Blick durch den Laden glitt, träumte sie sich ein paar Jahre in die Zukunft. Der Laden brauchte definitiv mehr Platz, eigentlich war die Fläche schon für das aktuelle Sortiment an Waren zu klein, und das sollte ja in der Zukunft noch viel größer werden. Mehr Luft würde dem Geschäft bestimmt guttun. Die Herrschaften, die im Dallmayr einkauften, deren Köchinnen und Dienstmädchen, alle Kundinnen und Kunden sollten hier staunen und flanieren können, immer ihren Nasen und Augen folgend. Das Wasser sollte ihnen im Mund zusammenlaufen, bis sie gar nicht mehr anders konnten, als die feinen Dinge zu kaufen und mitzunehmen oder sich nach Hause liefern zu lassen. Therese wollte Früchte aus den Tropen nach München bringen, die sie selbst bislang nur auf Bildern gesehen hatte. Ihr Ziel war es, die große weite kulinarische Welt in den Dallmayr zu holen.

Die Stadt München hatte in nur wenigen Jahrzehnten ihre Einwohnerzahl verdoppelt und war zur Großstadt geworden. Sie war Landeshauptstadt, Regierungssitz und Wohnsitz des bayerischen Hochadels. Prinzregent Luitpold, der nun schon elf Jahre anstelle des geisteskranken Königs Otto mit ruhiger Hand die Geschicke des Königreichs Bayern lenkte, lebte in

der Residenz, nur wenige Gehminuten vom Dallmayr entfernt. Es waren elf ruhige, friedliche Jahre gewesen, der Wirtschaft und den Menschen ging es gut. Nicht allen Menschen, denn auch München war nicht das Paradies auf Erden, aber vielen ging es besser als in früheren Zeiten. Auch die Bürger, nicht nur der Adel, hatten es zu einigem Wohlstand gebracht und konnten sich viel mehr leisten als früher. Die Geschäftsleute, die Bankiers, die höheren Beamten, die Ingenieure, Gastronomen und viele mehr. Das arbeitende Volk suchte in der Freizeit Zerstreuung in den großen Bierhallen und in den vielen Volksbühnen, auf denen Musiker und volkstümliche Komödianten auftraten.

Alteingesessene Geschäfte mit gehobenem Angebot und Klientel bemühten sich um den begehrten Titel »königlich bayerischer Hoflieferant«. In dem alten Geschäft in der Maffeistraße, das Anton und Therese zwanzig Jahre zusammen geführt und vor zwei Jahren an die Vereinsbank verkauft hatten, war ihnen das nicht gelungen. Im Dallmayr hatte es nun geklappt, und natürlich hatten sie noch am gleichen Tag der Bewilligung beim Schlosser eine Geschäftstafel geordert, die seitdem rechts neben dem Eingang angebracht war: »Alois Dallmayr, königlich bayerischer Hoflieferant«. Neues Geschäft, neues Glück – so war es gekommen. Therese und Anton hatten zwanzig Jahre geschuftet zusammen, gemeinsam die Kinder großgezogen, ihr Haus und das Geschäft mit Gewinn verkauft, und jetzt waren sie hier, mitten in der Innenstadt, Tür an Tür mit den berühmten Hoflieferanten in der Kaufinger- und Neuhauser Straße, mit ihren feinen Geschäften und der noch feineren Kundschaft. Der Dallmayr war auf einer Höhe mit den Kauts und den Bullingers, die edle Schreibwaren verkauften, dem Handschuhfabrikanten Roeckl und den Schuhen von Eduard Meier, den edlen Stoffen und Inneneinrichtungen von Radspieler oder ihrem Nachbarn Ludwig Beck mit

seinen erlesenen Kurz- und Modewaren. Der Dallmayr, das schwor Therese sich in diesem Moment, würde in der Zukunft immer weniger wie ein Kramerladen und dafür immer mehr wie ein königliches Delikatessengeschäft aussehen. Sie bezogen ihre Waren jetzt schon aus ganz Europa. Hier gab es von allem das Feinste, und es spielte für sie keine Rolle, ob ihre Kunden nun Münchner, Bayern, Preußen, Italiener oder Franzosen waren, katholisch, jüdisch oder protestantisch wie der Herr von Linde. Warum sollten sie nicht auch an Kunden jenseits der Landesgrenzen liefern? Warum nicht an den Kaiserhof nach Berlin? Sie würde persönlich dafür sorgen, dass der Name »Alois Dallmayr« irgendwann in der Zukunft im ganzen Reich berühmt sein würde. Bei seinem Klang sollten die Menschen an allerfeinste Genüsse, an vollendete Spezialitäten, Pasteten und Pralinés, Tafelsilber und Nymphenburger Porzellan, perlenden Champagner und Kaviar, an raffinierte Menüs und vollendete Soupers, an Diners in erlesener Gesellschaft denken. Träumten denn nicht alle Menschen davon, selbst wenn sie sich einen solchen Lebensstil wahrscheinlich niemals würden leisten können? Manchmal machte schon das Träumen ein wenig satt, und es genügte, den Blick über die erlesenen Speisen wandern zu lassen, dass einem das Wasser im Mund zusammenlief und die Augen glänzten. So sollte es einmal sein. Therese würde dafür sorgen, dass sich dieser Traum erfüllte. Ein Besuch bei Dallmayr musste ein Erlebnis werden. Ein Ort im Herzen Münchens, auf den man stolz war und in den man gerne ging. Kurz, eine Speisekammer, die einer Königin und eines Königs würdig war, und zudem auch die Bürger in den Stand der feinen Lebensart erhob. Mit diesen Gedanken machte sich Therese auf den Weg in ihr Büro. Diese Arbeit war noch längst nicht vollbracht.

Die Pferde waren schon angeschirrt, als Hermann mit einem Arm im Mantelärmel, mit dem anderen noch nach dem Ärmel suchend aus der Hofeinfahrt zwischen Dallmayr und dem Nachbarhaus auf die Dienerstraße trat. Seine Mutter hatte ihm geraten, Wollsocken in den kräftigen Arbeitsschuhen zu tragen. »Damit du mir nicht auch noch krank wirst.« Hermann, der eigentlich sein drittes Lehrjahr in der Kolonialwarenhandlung seines Onkels in der Kaufingerstraße absolvierte, half zu Hause aus, solange sein Vater krank war. Einer der beiden pechschwarzen Rappen drehte den Kopf in seine Richtung und starrte ihn aus großen dunklen Augen mit langen Wimpern an. Ein schönes Pferd, das aber offenbar etwas schreckhaft war.

»Was er nicht kennt, fürchtet er«, sagte Korbinian Fey, der das Fuhrwerk mit den groben Holzkisten zum Ausliefern der Waren belud und gesehen hatte, wie der Rappe sich nach Hermann umdrehte. Der näherte sich nun vorsichtig von der Seite, streckte die Hand aus und legte sie an den Hals des Pferdes, das immer noch ängstlich den Kopf gehoben hatte. Seine Mähne flatterte, und aus den Nüstern dampfte die warme Atemluft.

»Scht«, machte Hermann und streichelte das warme Fell, auf dem die Schneeflocken rasch zu kleinen Tropfen schmolzen, die auf dem gepflegten Fell mühelos abperlten.

»Wie heißt er denn?«, fragte Hermann.

»Celano«, antwortete Fey, »ein Italiener. Er ist was ganz Besonderes. Und scheu wie eine Brautjungfer.« Er lachte. »Gut, dass der Vitus schon so ein erfahrenes Kutschpferd ist. Zwei wie Celano, und wir könnten gleich wieder ausspannen und unsere Kisten mit dem Fahrrad ausfahren.«

»Soso, scheu bist du also.« Hermann strich Celano über die Brust und sprach beruhigend auf ihn ein. »Wirst sehen, dass wir gut miteinander auskommen werden, solange ich da

bin.« Eine Windböe ließ den Rappen zusammenzucken, und fast wäre er aufgestiegen, wenn Hermann nicht die Zügel ergriffen und die Bewegung des Pferdes aufgefangen hätte. »Temperament hat er. Er geht uns doch hoffentlich nicht durch unterwegs?«

»Vitus wird ihm schon Manieren beibringen«, behauptete Fey. »Wirst sehen. Der ist so ruhig, dass du denkst, er schläft im Gehen. Das wird den Jungspund schon beruhigen.«

Korbinian Fey prüfte, ob die Plane über der Ladefläche festgezogen war. Dann stiegen sie auf den Kutschbock, und mit dem Knallen der Peitsche kam Bewegung in die zwei Rappen. Ganz München, nicht nur die Bewohner der Altstadt, kannte das Dallmayr-Fuhrwerk mit der blauen Plane und der Aufschrift »Alois Dallmayr Delikatessen«. Fey trug einen dunkelblauen Kutschermantel mit Silberknöpfen, dazu Kutscherstiefel und eine schwarze Melone auf dem Kopf. Hermann wusste, von wem die Idee zu dieser Art Kostümierung stammte, natürlich von seiner Mutter. Fey war anfangs gar nicht begeistert gewesen von diesem Einfall, doch der Erfolg gab Therese recht. »Schau, der Kutscher vom Dallmayr!« Die Dienstmägde stießen sich auf der Straße an oder zeigten den Kindern ihrer Herrschaft, die sie beaufsichtigten, die prächtigen Rappen und die blaue Kutsche mit dem livrierten Korbinian Fey. So erlangte er sogar eine gewisse Berühmtheit, noch mehr aber das Geschäft in der Dienerstraße, und das war ja auch der Sinn der Sache.

Celano ging ruhig neben Vitus her, nur beim Überqueren der Theatinerstraße, als sie wegen kreuzender Passanten und anderer Fuhrwerke warten mussten, wurde er wieder unruhig.

»Ho, ho«, rief der Kutscher und redete dem Rappen gut zu.

Eine junge Frau kreuzte die Straße, und für einen Augenblick glaubte Hermann in ihrem Gesicht Züge von Balbina zu

erkennen, die er auf dem Rückweg von der Schule vermutete, wohin sie seinen Bruder Paul jeden Tag begleitete. Sein Herz fing an zu klopfen, und er wollte ihr etwas zurufen, doch in diesem Moment wandte das Mädchen sich ihm zu und er erkannte, dass es gar nicht Balbina war. Hermanns Herz hüpfte wieder dahin zurück, wo es hingehörte, und ein klein bisschen tröstete ihn der Gedanke, dass er sie zum Mittagessen wiedersehen würde, falls sie bis dahin mit ihren Botendiensten fertig wären.

Obwohl Hermann versuchte, sich auf den Weg zu konzentrieren, schweiften seine Gedanken immer wieder zu Balbina ab. Wie sie sich verändert hatte in den fast drei Jahren, die er jetzt bei Onkel Max in die Lehre ging. Als sie zu ihnen in die Familie kam, war sie noch ein Kind mit dünnen Ärmchen und einem blassen Gesicht mit blauen Augen gewesen. Sie war damals fast so leicht zu erschrecken wie Celano heute und schien immer auf der Hut zu sein. Jetzt erkannte Hermann das Kind in der jungen Frau von heute nicht wieder. Balbinas Figur war ein wenig runder und weicher geworden, ihre Lippen voller und ihr Mund so verlockend, wenn sie lachte. Aber vor allem mochte Hermann ihre Herzlichkeit. Sie war immer so lieb zu seinem kleinen Bruder Paul und kümmerte sich hingebungsvoll um ihn.

»Nichts mehr da vom alten Geschäft«, sagte Fey und zeigte auf das Eckhaus, als sie von der Maffeistraße auf den Promenadeplatz einbogen. Der alte Lebensmittelladen von Hermanns Eltern, das Haus, in dem er mit seinen Geschwistern aufgewachsen war, gehörte mittlerweile der Vereinsbank, und in dem ehemaligen Verkaufsraum befand sich nun eine Schalterhalle. Am Promenadeplatz mussten sie einer Pferdetrambahn ausweichen, die ihnen entgegenkam. Der Wagen der blauen Linie, die zwischen Hohenzollernstraße und Altstadt verkehrte, fuhr auf Schienen und verfügte über genau eine

Pferdestärke in Form eines schlanken braunen Zugpferdes, das Scheuklappen trug, die ihn vor dem vielen Betrieb auf den Straßen schützen sollten.

»Schau hin, Celano«, rief der Kutscher Fey, »und sei froh, dass du ein Rappe vom Dallmayr bist und nicht den ganzen Tag eine Tram durch München ziehen musst.« Er lenkte sein Fuhrwerk auf den Seiteneingang des Hotels Bayerischer Hof zu und fuhr durch die Toreinfahrt in den Innenhof, wo der Zugang zu den Küchen lag. Mit einem »Ho, ho« brachte er die Rappen zum Stehen. Celano tänzelte noch ein wenig, aber Hermann war schon vom Kutschbock gesprungen und tätschelte ihm beruhigend den Hals.

In der Hotelküche wartete man bereits auf den Lieferdienst von Dallmayr, denn während die noblen Gäste noch beim Frühstück saßen, wurden hier schon die ersten Vorbereitungen für das Abendessen getroffen.

»Für wen ist denn die Kiste mit unserem feinsten Rheinsalm gedacht?«, fragte Fey. »Ist am Ende wieder die Kaiserin Sisi aus Wien bei euch zu Gast?«

»Seit unser König Ludwig tot ist, kommt sie nicht mehr so oft nach München«, erwiderte eine Küchenhilfe, die Berge von Töpfen scheuerte. »Obwohl bei dem eh nichts zu holen war, wie man sich so erzählt.«

Die halbe Küche lachte über ihren Scherz. Dem toten Monarchen wurde nachgesagt, er habe sich eher zu Männern hingezogen gefühlt. Ein schwerer Schlag für die Damenwelt, die den feschen König zeitlebens angehimmelt hatte.

»Saudummes Geschwätz«, fuhr der erste Koch dazwischen. »Bist du jetzt still, Centa. Pass auf dein loses Mundwerk auf. Das ist ja schon Majestätsbeleidigung.«

»Wenn sie doch schon tot ist, die Majestät«, wehrte Centa sich gegen den Vorwurf. »Und wenn's halt wahr ist«, fügte sie schnippisch hinzu.

»Ruhe jetzt«, herrschte der Koch sie an. »Der Bayerische Hof ist ein anständiges Haus und keine Gassenschenke. Und warum kriege ich nur eine Kiste von dem Lachs? Ist der wenigstens gut?«

»Jetzt glaub ich's aber.« Fey spielte den Empörten. »Haben Sie vom Dallmayr auch nur einmal etwas bekommen, das nicht gut war? Von uns kommt überhaupt nur das Allerbeste. Und von dem Salm haben wir noch eine zweite Kiste draußen. Geh Hermann, kannst du sie reinholen? Ich glaub, Centa kocht gerade frischen Kaffee, oder täusch ich mich?«

»Der Korbinian Fey hat immer schon eine gute Nase gehabt. Der riecht den Kaffee sogar, wenn er noch gar nicht aufgebriht ist.« Centa trocknete sich die Hände und ging zum Herd hinüber, um ihm eine Tasse zuzubereiten. »Ist das der Sohn von der Frau Dallmayr?«, fragte sie, als Hermann gegangen war, um die zweite Kiste zu holen. »Ist der nicht eigentlich in der Kaufingerstraße im Laden von seinem Onkel? Oder hat er schon ausgelernt?«

»Solang sein Vater krank ist, hilft er daheim im Geschäft mit.«

»Der Herr Dallmayr? Krank? Was fehlt ihm denn?«

»Das wissen wir noch nicht, aber es muss schon was Ernsteres sein. Ich habe in fast zwanzig Jahren jedenfalls nie erlebt, dass mein Chef krank war.«

»Jaja, manchmal geht's schnell«, behauptete Centa.

»Den Teufel musst aber jetzt auch nicht an die Wand malen, Centa, wenn wir noch gar nicht wissen, was für eine Krankheit er hat.«

Centa brachte ihm eine große Kaffeetasse und ein frisch gebackenes Hörnchen dazu. »Für den jungen Herrn Dallmayr auch einen Kaffee?« Hermann hatte gerade die zweite Kiste hereingebracht. Er bedankte sich und wärmte seine Hände an der heißen Tasse. »Und gibt es schon eine Braut, die sehn-

süchtig darauf wartet, dass der junge Herr bald Feierabend macht?«

Hermann wusste nicht gleich eine Antwort und konnte auch nicht verhindern, dass seine Ohren inklusive Gesicht heiß wurden. Centa lachte derb, und Korbinian schimpfte auf sie ein.

»Dein freches Mundwerk wird dich noch einmal ins Unglück stürzen, Centa. Der Bub hat so viel Arbeit, der hat gar keine Zeit für junge Damen.«

»Zeit hab ich weniger als Arbeit, das stimmt«, hörte Hermann sich selbst verwundert sagen. »Aber es gibt schon eine, die mir gefallen könnte.« Und gleich wechselten seine Ohren noch einmal die Farbe.

»Aber sagen tust es jetzt auf keinen Fall, wer das gnädige Fräulein ist«, unterbrach ihn Fey. »Weil, wenn du es der Centa sagst, dann weiß es bis heute Abend ganz München. Und am Ende wär das der Gnädigen gar nicht so recht.«

Hermann verstand sofort, was der väterliche Freund ihm sagen wollte. Und so tranken sie schweigend ihren Kaffee aus, bedankten sich und gingen hinaus in den Hof. Centa rief ihnen noch etwas hinterher, was sie nicht verstanden, und dann war noch etwas von dem Gelächter aus der Küche zu hören.

»Danke, Korbinian«, sagte Hermann.

»Ist schon recht. Die Centa ist die allergrößte Ratschkathl in der Stadt. Wenn die einmal heiratet, muss man dem Zukünftigen glatt sein Beileid aussprechen.«

»Geh, Korbinian, so schlimm ist sie doch auch wieder nicht.«

»Doch, doch, glaub nur einem alten Mann, der sich auskennt mit den Frauen.«

»Hast du deswegen nicht geheiratet, weil du dich so gut auskennst?«, neckte Hermann ihn.

»Wenn's nach Erfahrungen geht, bin ich reich«, grummelte Korbinian Fey. Die beiden stiegen wieder auf den Kutschbock,

und Frey versuchte es erst rechts-, dann linksherum, und als Vitus schließlich brav mitlief, erinnerte sich auch Celano wieder daran, dass er die Beine kreuzen musste, wenn er eine enge Kurve zu gehen hatte.

Hermann warf einen Blick unter die Plane, und als er die vielen Kisten sah, die sie an diesem Vormittag noch ausfahren mussten, gab er die Hoffnung auf, dass er rechtzeitig zum Mittagessen wieder daheim sein würde. Er seufzte. Dann würde er Balbina eben zum Abendessen sehen. Vielleicht konnte er ihr mit dem Geschirr helfen, und sie hätten ein bisschen Zeit, sich zu unterhalten. Er würde ihr die Geschichte vom schreckhaften Hengst erzählen, und sie würde ihn anlachen mit diesem süßen Mund und den fein geschwungenen Lippen. Er stellte sich vor, wie er ihre Hand nehmen würde und dann ... Hermann hielt inne und schüttelte den Kopf. So ging das nicht. Aber am Sonntag vielleicht, wenn die Mutter es erlaubte, dass Balbina mit zum Eislaufen kam. Da könnte er mit ihr an der Hand übers Eis gleiten. Er träumte noch davon, als Korbinian Fey schon vor einem vornehmen Bürgerhaus in der Prannerstraße anhielt.

»Dritter Stock«, sagte Korbinian. »Beim Herrn Magistratsamtmannt gibt es heute eine Beförderung zu feiern. Die Chefin hat die Köchin des Hauses schon beim Menü beraten.«

»Wie viele?«, wollte Hermann wissen.

»Drei Kisten und den großen Korb. Also fast nichts.«

Hermann verdrehte die Augen und griff nach dem Korb.

Kaum kam seine Schule am Promenadeplatz in Sicht, machte Paul sich von Balbina los, winkte ihr kurz und lief allein weiter. Er war ja schon dreizehn und wollte sich nicht dem Spott seiner Mitschüler ausliefern. Natürlich hätte er längst allein gehen können, sein Schulweg war nicht weit, aber seine Mutter bestand weiterhin darauf, dass er begleitet wurde, und Balbina

machte es nichts aus. Dass Paul das letzte Stück allein ging, war ihr kleines Geheimnis. Sie blieb noch ein paar Minuten stehen und beobachtete Paul, bis er in die Seitengasse einbog, wo der Eingang zum Schulgebäude lag. Sie hatte noch einige Besorgungen am Odeonsplatz zu machen, wollte sich aber nicht lange aufhalten, denn der Doktor würde am Vormittag noch nach Onkel Anton schauen. Deshalb lief sie heute lieber an den Schaufenstern der feinen Geschäfte vorbei, ohne stehen zu bleiben. Nur an der Konditorei Erbshäuser musste sie dann doch einen Blick auf die Auslagen werfen. Im mittleren Schaufenster stand die bekannteste Kreation des Hauses, eine Torte aus acht Schichten Biskuit, mit Creme gefüllt und außen mit Schokolade überzogen. Es war die Prinzregententorte, die zu Ehren des fünfundsiebszigsten Geburtstags des bayerischen Prinzregenten Luitpold erfunden und nach ihm benannt worden war. Der Regent war inzwischen schon über fünfundsiebzig, dabei immer noch kerngesund. Aber die Torte würde bestimmt noch älter werden als Luitpold selbst, so beliebt war sie in München.

Die Tür ging auf, die Ladenglocke bimmelte und heraus trat eine elegante Dame im Pelzmantel und mit Hut, eine verschnürte Tortenschachtel in der Hand haltend. Der Duft nach heißer Schokolade, frischem Buttergebäck und feinstem Nougat drang aus der Konditorei, und Balbina schloss genießerisch die Augen. Wenn man beim Erbshäuser in die Lehre ging, kannte man bestimmt das geheime Rezept der Torte, musste aber sicherlich eine Erklärung unterzeichnen, dass man es sein ganzes Leben lang hüten würde. Ob man die Torte zu Hause wohl nachbacken durfte? Gerade noch rechtzeitig öffnete Balbina die Augen wieder, denn just in diesem Moment kam ihr das elegante Fräulein von der untersten Treppenstufe der Konditorei entgegengeflogen, die Tortenschachtel hoch in der Luft und gefährlich schwankend. Das Fräulein oder die Torte retten?

Balbina entschied sich für die Torte und griff mit beiden Händen nach dem Karton. Ein Schrei ertönte, und der Pelzmantel mit Fräulein sauste vorbei und landete neben ihr auf dem Pflaster.

»Haben Sie sich wehgetan, gnädiges Fräulein?« Balbina stellte die Schachtel ab und half der Dame auf.

»Wenigstens ist dem Kuchen nichts passiert«, schnaubte das Fräulein, »was man von meinem Rücken nicht unbedingt behaupten kann.«

Balbina begleitete die Humpelnde zur Straße, wo sie eine vorbeifahrende Droschke anhielt. Sie half ihr beim Einsteigen und reichte ihr zum Schluss die unversehrte Torte.

»Ainmillerstraße 25«, rief sie dem Kutscher zu. »Kommen Sie doch einmal vorbei, wenn Sie in der Nähe sind«, lud sie Balbina ein. »Ich heiße Eleonore Bürkel und habe ein Engagement am Residenztheater. *Emilia Galotti*. Möchten Sie vielleicht Freikarten haben? Natürlich für zwei Personen.«

»Danke«, stotterte Balbina, die noch nie im Theater gewesen war.

»Wie heißen Sie denn?«

»Balbina Schmidbauer.«

»Sind Sie irgendwo in Stellung?« Die Pferde schnaubten, und der Kutscher sah sich nach den beiden Plaudernden um.

»Beim Dallmayr«, antwortete Balbina, denn das war ein Name, den man in München kannte. Und sie wollte auch mit irgendetwas auftrumpfen, was einigermaßen mit dem Residenztheater mithalten konnte.

»Ah, beim Dallmayr! Dann sehen wir uns bestimmt bald einmal wieder. Vielleicht kann ich Ihnen dann die Freikarten mitbringen.«

»Fräulein, haben wir's dann? Können wir allmählich losfahren?«, fragte der Kutscher ungeduldig.

»Ja freilich«, sagte sie freundlich. »Adieu, Mademoiselle Balbina!«

»Auf Wiedersehen, Fräulein ...«

»Bürkel. Aber Sie dürfen gern Eleonore zu mir sagen.« Sie winkte Balbina zu, und das Mädchen hob schüchtern die Hand und winkte zurück. Was für eine aparte Frau, dachte Balbina und sah ihr verzaubert nach. Freikarten fürs Theater! Das wär doch was. Das Residenztheater war bestimmt sehr schön und prächtig. Was würde sie zu so einer Gelegenheit bloß anziehen?

Balbina schüttelte den Kopf. Was sie sich wieder alles zusammenfantasierte! Zuerst die Idee mit der Lehre beim Erbshäuser, um hinter das Geheimnis der Prinzregententorte zu kommen. Eine Lehre. Tante Therese hatte sie nicht nach München geholt, damit sie hier eine Lehre machte, sondern ihr im Haushalt half. Und dann diese Schauspielerin. Sobald sie in der Ainmillerstraße angekommen war, hatte sie doch den Namen des Mädchens, das ihre Torte gerettet hatte, mit Sicherheit schon wieder vergessen. Und es war ihr nicht einmal zu verdenken. Sie musste sich schließlich ganz andere Dinge merken, Texte von Theaterstücken zum Beispiel. Das war wichtiger als der Name einer kleinen Hausangestellten vom Dallmayr.

Balbina war so versunken in ihren Gedanken, dass sie den Odeonsplatz überquert hatte und ohne sich umzusehen auf die Theatinerstraße getreten war. Das Hufklappern des Droschkenpferdes war plötzlich sehr laut und sehr nah. Balbina wäre fast hineingelaufen.

»Ho, Mädels«, rief der Kutscher und versuchte auszuweichen. Die beiden Passagiere reckten ihre Hälsen, um zu sehen, was los war. »Wo hast du denn deine Augen, hübsches Kind? Von wem träumst du?«

Balbina sprang erschrocken zurück auf den Gehsteig und

wartete, bis die Droschke sich entfernte. Dann lief sie über die Straße und nach Hause.

Sie nahm den Weg durch den Laden, schaute sich nach Hermann um, der aber nicht da zu sein schien. Tante Therese unterhielt sich gerade mit einem Mann, der ihr einmal als Beikoch am Hof des Prinzregenten vorgestellt worden war. Als er zu ihr herübersah, machte Balbina rasch einen Knicks. Wahrscheinlich sprachen die beiden über die Lieblings Speisen der hohen Herrschaften und tauschten Kochrezepte aus. Ihre Tante Therese war eine hervorragende Köchin, und sie probierte auch gern neue Zutaten und Zubereitungsarten aus. Ihre Ergebnisse gab sie nicht allzu großzügig weiter, nur, wenn es lohnende Tauschgeschäfte waren, so viel hatte Balbina schon verstanden. »Eine Hand wäscht die andere«, sagte Therese gern, und sie meinte damit, dass sie am liebsten dann mit einem guten Tipp herausrückte, wenn sie dafür als Gegenleistung etwas bekam, was sie brauchen konnte. Und damit war kein Geld gemeint, sondern etwas viel Wichtigeres. Informationen. Zum Beispiel darüber, was bei Hof gekocht, gebraten und gebacken wurde, was die Vorlieben des Prinzregenten Luitpold waren und die seiner Tochter Therese von Bayern, die nach dem Tod ihrer Mutter weiter bei ihrem Vater am Hof lebte und unverheiratet geblieben war. Die Prinzessin unternahm oft Reisen in die entlegensten Länder und Kontinente und gerade deshalb war sie für Therese und den Dallmayr ganz besonders interessant. Auch Balbina würde das viele Reisen gefallen. Aber es würde ihr auch schon genügen, einmal nach Italien zu fahren, ans Meer, oder an den Bodensee, in die Schweiz. Ach, sie kam schon wieder ins Träumen. Was das Leben wohl für sie bereithalten mochte? Mit einem Mal war sie ganz aufgewühlt, Schmetterlinge regten sich wieder in ihrem Bauch, und die hatten dieses Mal gar nichts mit Hermann zu tun, sondern einfach mit dem Leben selbst, der Zukunft, die

ungewiss war, aber trotzdem schon durch den Alltag hindurchleuchtete und in allen Farben blitzte. Doch jetzt musste sie sich erst einmal beeilen und ihren Pflichten nachkommen. Schnell lief sie die Treppen zur Wohnung hinauf, zog ihren Mantel aus, setzte Wasser auf, und ging dann mit dem Kessel und dem Waschzeug zu ihrem Onkel, der bestimmt schon auf sie wartete.

Anton war wach, als Balbina seine Kammer betrat. Mit seinen siebenundfünfzig Jahren war er bis vor drei Wochen noch ein stattlicher Mann gewesen, dem man auf den ersten Blick nicht einmal ansah, wie kräftig er tatsächlich war. Von früh bis spät auf den Beinen, im Geschäft, beim Einkauf, bei den Kunden. An den Hof und zu den ganz noblen Herrschaften lieferte er noch selbst aus. Er war immer noch ein attraktiver Mann mit dunklem Haar, tief liegenden dunklen Augen, einer sehr geraden, schmalen Nase und fein geschwungenen Lippen. Ein Chef, den seine Angestellten mochten und vor dem sie Respekt hatten. Jetzt lag er blass in seinem Bett, die Haare vom Schweiß durchnässt und die Bartstoppeln in seinem Gesicht waren fast über Nacht grau geworden, während das Haar immer noch dunkel, fast schwarz war. Die Geheimratsecken, die er schon sehr lange hatte, waren jetzt noch ausgeprägter, das Haarbüschel auf der hohen Stirn strähnig und schütter. Er wirkte sehr schwach, wie schon in den Tagen zuvor. Balbina sah, dass er seinen Tee nicht getrunken hatte. Sein Bett war so Richtung Fenster gestellt, dass er im Liegen die Türme der Frauenkirche sehen konnte.

»Es muss kalt sein, wenn sogar die Frauentürme schon Mützen aufhaben«, sagte Anton, als Balbina an sein Bett trat.

»Eisig ist es draußen«, antwortete Balbina, »und furchtbar glatt.«

»So wie es sich für Anfang Februar gehört.«

Balbina leerte den Kessel mit heißem Wasser in die Waschsüssel neben dem Bett und legte das verschnürte Bündel, das sie mitgebracht hatte, daneben.

»Hab ich denn heute noch was vor?«, fragte Anton verwundert. »Gehen wir zusammen aus?«

Balbina grinste. »Der Doktor kommt doch gleich noch vorbei und er wird schimpfen, weil du wieder den Tee nicht angerührt hast. Du musst was trinken, Onkel Anton. Ich bringe dir dann auch gleich noch einen Teller Suppe.« Sie tauchte einen Waschlappen in die Schüssel und wrang ihn aus.

»Ich hab doch einen Schweinebraten mit Knödel und Kraut bestellt, keine Suppe«, scherzte Anton. »Kriegt man beim Dallmayr jetzt gar nichts Gescheites mehr zum Essen? Suppe und Tee, das sind doch jetzt wirklich keine Delikatessen.«

Es war ein gutes Zeichen, dass Onkel Anton heute so gut gelaunt war. Balbina half ihm, sich aufzusetzen, und schob ihm das Nachthemd bis in den Nacken. Mit dem feuchten Lappen strich sie über ein Stück Seife und schrubhte Antons Rücken. Er seufzte ergeben. Balbina rieb seine Arme ab und wusch seine Achseln. Schweißgeruch stieg ihr in die Nase, aber sie ließ sich nichts anmerken.

»Jetzt schau dir an, was so eine Krankheit aus einem Menschen macht. Ich habe überhaupt keine Kraft mehr. Mit solchen Ärmchen kann ich keinen Mehlsack mehr aufheben, nicht den kleinsten, und schon gar kein Fass Bier bewegen.«

»Ach, das wird schon wieder«, tröstete Balbina ihn. »Du musst nur deine Suppe essen.« Sie nahm den zweiten Arm und war erschrocken, wie leicht er sich anfühlte.

»Da ist nichts mehr los mit mir«, jammerte Anton.

»Scht!« Balbina zog das Nachthemd wieder herunter. Dann nahm sie das kleine Handtuch, das sie mitgebracht hatte, tauchte es in das warme Wasser, drückte es aus und legt es auf Antons Gesicht. Er wollte zunächst protestieren, doch nachdem

der erste Schrecken vorbei war, spürte er die Wärme und Feuchtigkeit auf seinem Gesicht und begann sich zu entspannen. Balbina konnte sehen, wie sich seine Muskeln entkrampften und locker wurden.

Sie öffnete das Päckchen, das sie mitgebracht hatte, und als Anton sie herumhantieren hörte, zog er sich das Handtuch ein Stück herunter. Ungläubig beobachtete er, wie Balbina das mitgebrachte Abziehleder am Fenstergriff einhängte. Mit der linken Hand spannte sie den Riemen und mit der rechten zog sie ein Rasiermesser am Leder ab. Anton schmunzelte, als er begriff, was hier vor sich ging, und Balbina lächelte zurück. Dann nahm sie die weiße, schon ein wenig angeschlagene Porzellanschale und schlug mit einem Rasierpinsel darin aus Wasser und Seife wunderbar dichten weißen Schaum. Das Schmunzeln verging Anton, als Balbinas schaumiger Pinsel seinem Gesicht näher kam. Sie nahm ihm das Handtuch vom Gesicht.

»Du hast das alles nur für den Bader vorbereitet, richtig? Der kommt doch jetzt gleich, oder?«

»Aber du bist doch mein Lieblingsonkel«, sagte Balbina. »Das Rasieren übernehme ich in deinem Fall lieber selbst.«

Mit gekonnten Bewegungen machte sie Anton drei Schaumnester auf sein Gesicht. Eins auf die linke Wange, eins auf die rechte und das dritte auf das Kinn. Fast hätte sie den letzten Schaumklecks auf seine Zähne gesetzt, denn genau in dem Augenblick, als sie auf sein Kinn zielte, riss er erschrocken den Mund auf. Vorsichtig, fast zärtlich verteilte Balbina den Schaum über sein Gesicht. Dann legte sie den Pinsel in die Schale zurück und nahm das Messer zwischen Daumen und Zeigefinger. Mit dem Mittelfinger stützte sie es ab, sodass es beweglich und doch sicher in der Hand lag.

»Du kannst das wirklich?«, fragte Anton. »Mit einem Rasiermesser macht man keine Gaudi.« Balbina hörte, dass er sich Mühe gab, nicht ängstlich zu klingen.

»Keine Sorge, Onkel Anton. Ich kann es vielleicht sogar besser als der Bader. Ich werde dich ganz bestimmt nicht schneiden, du wirst schon sehen. Und wenn der Doktor kommt und dein Gesicht fühlt, wird er in einem dicken Medizinbuch nachschlagen müssen, weil er die Krankheit nicht kennt, die aus einem Männergesicht mit Stoppelbart über Nacht einen samtweichen Kinderpopo macht.«

Anton hustete und war immer noch nicht überzeugt. Aber er konnte jetzt auch keinen Rückzieher mehr machen. Tatsächlich führte Balbina das scharfe Messer exakt und in kräftigen Strichen durch sein Gesicht, ohne ihn zu verletzen oder auch nur zu kratzen. Zuerst arbeitete Balbina mit dem Strich, dann seitlich und am Ende dann noch gegen den Strich. Ein System, gegen das die Bartstoppeln keine Chance hatten, und als hätten sie es gewusst, kapitulierten sie und gaben jeglichen Widerstand auf.

Als Balbina fertig war, gab sie noch einen Alkoholauszug, der mit Rosmarin und Lavendel versetzt war, auf Antons Haut und strich sanft mit ihren Fingern über sein Gesicht, um das Rasierwasser einzumassieren. Aus Antons Lächeln schloss sie, dass es ihm gefiel, und sie selbst war sehr stolz auf ihre geradezu perfekte Rasur.

»Wieso kannst du so gut rasieren?«, wollte Anton wissen.

»Das hab ich daheim bei meinem Großvater gelernt. Seit er schwer verwundet aus dem Krieg gegen die Franzosen zurückgekommen ist, hat er gezittert. Und das ist mit den Jahren immer schlimmer geworden. Deshalb konnte er sich auch nicht mehr selbst rasieren. Also hat mir die Oma gezeigt, wie man das macht. Und weil sie nicht mehr so gut gesehen hat, habe ich es irgendwann ganz übernommen.«

Balbina zog ihrem Onkel ein frisches Hemd über und bürstete ihm das dünne Haar. Im nächsten Moment klopfte es, und Doktor Eichengrün stand in der offenen Tür. Er war ein unge-

wöhnlich kleiner Mann, nicht viel größer als sie selbst, mit runder Brille, dicken grauen Haaren und einem Spitzbart mit ausrasierten Wangen.

»Guten Tag, schönes Fräulein.« Doktor Eichengrün lupfte den Hut und musterte sie mit seinen dunklen Augen, über denen buschige dunkle Augenbrauen wucherten. »Jeden Tag wird sie schöner, die Balbina. Auf die müssen Sie aufpassen, Herr Randlkofer. Wie geht's uns denn heute?«

Anton winkte ab. »Wenn mich die Balbina nicht so schön hergerichtet hätte, hätten Sie wahrscheinlich gefragt, wer der alte Mann da im Bett ist.«

»Sie sehen aus wie das blühende Leben! Und den Friseur haben Sie auch kommen lassen. Gibt es denn etwas zu feiern?«

»Ja, dass ich den besten Barbier von München bei mir im Haus habe und bis heute selbst nichts davon wusste.«

Balbina lachte zufrieden. Sie packte ihr Rasierzeug zusammen.

»Vergelt's Gott«, hörte sie ihren Onkel sagen, als sie das Zimmer verließ.

Doktor Eichengrün hatte wenig später seine Untersuchung beendet und sich von seinem Patienten verabschiedet, Therese erwartete ihn vor der Tür.

»Und, was sagen Sie, Doktor Eichengrün? Geht es meinem Mann besser?«

Was für eine Frage. Als hoffte Therese auf ein Wunder, wo sie sich doch am Morgen noch selbst davon überzeugt hatte, dass es keine wirkliche Besserung gab und Anton eher einen noch schwächeren Eindruck machte. Warum stellte sie dem Arzt jetzt eine so dumme Frage?

»Er ist noch nicht über den Berg, würde ich sagen.«

Wenigstens ließ Doktor Eichengrün sich auf Beschönigungen von Antons Zustand nicht ein. Und doch war es für Therese

schwer, auch aus seinem Mund zu hören, was sie eigentlich selbst wusste.

»Kommen Sie doch mit in die Küche, Herr Doktor. Balbina hat uns einen Kaffee gemacht.«

Der Arzt zögerte.

»Ich weiß schon, dass Sie zum nächsten Hausbesuch müssen, aber gönnen Sie sich doch eine kurze Pause. Sie müssen ja auch auf sich achten.«

»Also gut, Frau Randlkofer, aber wirklich nur kurz.«

Die Küche in der Dienerstraße war ein relativ großer Raum mit einem extragroßen Herd, mit dem auch der Raum geheizt wurde. Balbina nahm das kochende Wasser vom Herd und goss es in den Porzellanfilter der bauchigen Karlsbader Kaffeekanne. Ein unwiderstehlicher Duft breitete sich in der Küche aus. Während der Kaffee durch das Porzellansieb lief, servierte Balbina einen Teller mit frisch gebackenen und mit Puderzucker bestäubten Schmalznudeln.

»Ja, kannst du denn zaubern, Balbina? Wann hast du denn die Kirchweihnudeln gemacht? Während du deinen Onkel rasiert hast, kann es ja nicht gewesen sein. Und trotzdem sind sie frisch und noch warm.«

»Ich hab sie gerade ausgebacken, Herr Doktor, während Sie beim Onkel waren. Den Hefeteig hab ich schon beim Frühstück angesetzt, noch bevor ich Paul in die Schule gebracht habe. Damit er schön aufgehen kann.«

Doktor Eichengrün schüttelte den Kopf. »So jemanden wie dich bräuchten wir bei uns zu Hause auch«, murmelte er.

»Was fehlt denn jetzt meinem Mann?« Therese nahm einen Schluck Kaffee. »Wenn es nur eine Erkältung oder Entzündung wäre, müsste es da nicht langsam bergauf gehen?«

Der Doktor setzte die Kaffeetasse ab. »Wunderbar«, sagte er und seufzte. »Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, dazu müsste ich Ihren Mann ins Spital bringen und spezielle Unter-

suchungen vornehmen, vielleicht auch mit dem neuen Apparat von Wilhelm Röntgen, der in den großen Spitälern eingesetzt wird.«

»Aber?«, fragte Therese. »Sie haben eine Vermutung?«

»Ja, tatsächlich. Ich vermute, dass die Erreger dieser Erkältung vielleicht andere Organe Ihres Mannes befallen haben. Wahrscheinlich das Herz, denn die Lunge scheint mir trotz seines Hustens nicht wesentlich betroffen.«

»Das Herz?«, fragte Balbina erschrocken.

Der Doktor nickte. »Das würde seine Kurzatmigkeit und die allgemeine Kraftlosigkeit erklären.«

»Wenn er nur essen und trinken würde«, sagte Therese.

»Vielleicht gab es da auch schon eine frühere Erkrankung oder eine erbliche Belastung. Ist Ihnen von einer Herzschwäche in der Familie Ihres Mannes etwas bekannt?«

Therese schüttelte den Kopf. »Die sind alle sehr gesund. Mein Schwiegervater ist erst vor ein paar Jahren gestorben. Er war neunundsiebzig und hat fast täglich in seiner Brauerei nach dem Rechten geschaut. So habe ich mir das bei Anton auch immer vorgestellt.« Therese starrte auf das Tischtuch aus gestärktem Leinen. »Ich hab gedacht, uns bleibt noch so viel Zeit.«

»Nicht Bange machen lassen, Frau Randlkofer. Vielleicht täusche ich mich ja auch.«

»Oder es geschieht ein Wunder«, sagte Balbina. »Wir müssen zur heiligen Notburga beten oder eine Wallfahrt nach Tirol machen.«

»Du hast Ideen!« Therese schüttelte den Kopf. »Jetzt fällt schon mein Mann im Geschäft aus, da können wir nicht auch noch nach Tirol fahren. Bete du nur fleißig für ihn, das wird schon helfen.«

Als Therese abends noch einmal nach ihrem Mann sah, lag er mit geschlossenen Augen in seinem Bett, das Gesicht blass und schmal, ein Schatten seiner selbst. Sie schloss leise die Tür hinter sich und trat an das Kopfende des Bettes, beugte sich über ihn und lauschte auf seinen Atem. Man musste es doch eigentlich hören können, ob er atmete. Aber da war nichts. Für einen Moment ergriff sie Panik, und sie sah sich schon an seinen Schultern rütteln. Doch dann besann sie sich. Mit dem Handrücken fasste sie an seinen Hals und suchte mit angehaltenem Atem nach seinem Puls. Er war schwach, aber doch eindeutig vorhanden. Sie atmete auf. Antons Haut war warm und fühlte sich so vertraut an. Siebenundzwanzig Jahre war sie neben ihm eingeschlafen und wieder aufgewacht. So viele Jahre, und Therese hatte noch nie daran gedacht, dass es einmal ein Ende nehmen könnte. Dass der Platz neben ihr einmal leer sein könnte, war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Vielleicht, weil keiner von ihnen jemals ernsthaft krank gewesen war in all den Jahren. Und gerade jetzt, wo die Kinder aus dem Gröbsten raus waren, sie mit dem Kauf des neuen Hauses und der Übernahme des Dallmayr noch einmal etwas ganz Neues gewagt hatten, gerade jetzt fiel ihr die Vorstellung, dass einer von ihnen beiden ausfallen könnte, noch schwerer. Sie hatten sich noch viel zu jung und zu gesund gefühlt für das Altenteil und für die Übergabe des Geschäfts an die Kinder. Stattdessen hatten sie zusammen noch einmal etwas gewagt, sich neu verschuldet. Etwas Großes hatten sie noch zusammen schaffen wollen. Viel größer als das Geschäft in der Maffeistraße. Und jetzt, Anton, dachte sie zum ersten Mal, wirst du mich doch nicht mit alledem alleinlassen. Zusammen haben wir es angefangen, zusammen wollen wir es jetzt auch zu Ende bringen. Ich brauche dich doch. Die Kinder brauchen dich. Wer soll denn sonst das Geschäft führen, wenn du ausfällst? Wenn du mich alleine lässt.

Als habe er die Frage gehört, schlug Anton die Augen auf und lächelte sie an. »Was machst du denn da über mir?«, fragte er. »Willst du mich erwürgen?«

Therese musste lachen, und alle Anspannung fiel für einen Augenblick von ihr ab. Das war ihr Mann, und gerade deswegen hatte sie ihn so lieb. Mit seinem spitzbübischen Charme und seinem unerschütterlichen Humor hatte er schon so viele schwierige Situationen meistern können. Auf ihn war immer Verlass gewesen. Nie kam von ihm ein böses Wort. Man musste ihn schon sehr lange ärgern, bis er einmal richtig wütend wurde. Das Einzige, was er gar nicht mit ansehen konnte, war, wenn jemand sich vor der Arbeit drückte. Das hatten sie beide gemeinsam. Doch meistens reagierte er, im Gegensatz zu ihr, selbst dann noch mit Humor. Manchmal hatte Therese schon den Verdacht, sie habe einen Engel in Menschengestalt geheiratet. Und manchmal war seine Gutmütigkeit schier nicht auszuhalten gewesen für einen Menschen wie sie, der sehr ehrgeizig war, aber nicht besonders geduldig.

»Leg dich her zu mir«, forderte Anton sie auf. »Ich seh doch, wie müde du bist. Denkst du nicht auch, mein Urlaub könnte jetzt allmählich zu Ende gehen? Mir ist schon so richtig fad.«

Therese setzte sich auf die Bettkante, beugte sich zu ihm hinunter und legte den Kopf an seine Schulter.

»Was haben wir denn heute für ein Datum?«

»Den 4. Februar«, sagte seine Frau.

»Dann ist Lichtmess auch schon vorüber, und ich liege immer noch im Bett herum wie ein alter Hund, der zu müde geworden ist zum Jagen. Kommst du zurecht im Geschäft?«

»Der Hermann ist ja da und hilft mir.«

»Wie macht er sich denn?«

»Er ist heute mit Korbinian Waren ausliefern gefahren. Er packt schon gut mit an, aber er ist halt noch jung. Woher

soll er alles können, was wir in so vielen Jahren erst lernen mussten?«

»Freilich, aber das wird schon noch. Hauptsache, er will es. Und Balbina ist dir auch eine Stütze, gell?«

»Ja, schon. Nur dass die beiden sich jetzt auf einmal so gut verstehen ...«

»Der Hermann und die Balbina?« Anton setzte sich ruckartig auf.

»Was hast du denn?« Auch Therese richtete sich auf. »Ich sehe das auch nicht gern, aber wahrscheinlich vergeht es ohnehin bald wieder. Und falls nicht, muss ich mit Hermann reden. Es ist schon in Ordnung, dass er sich nach einer Frau zum Heiraten umschaute, aber doch nicht im eigenen Haus. Nicht im Haus und nicht im Geschäft. Lieber wäre es mir natürlich, wenn er noch ein paar Jahre wartet, bis das Geschäft besser läuft, wir unsere Schulden abzahlen können und vielleicht noch den ein oder anderen Hoflieferantentitel dazugewinnen ...«

»Damit er eine noch bessere Partie machen kann.« Anton nickte. »Das wär schon was, wenn er irgendwo gut einheiraten könnte. Wir stehen ja jetzt schon nicht schlecht da. Den Dallmayr kennt fast jeder in München. Und selbst wenn die Leute sich manches nicht leisten können, was wir anbieten, so drücken sie sich doch die Nasen an den Schaufenstern platt und wollen wissen, was es alles Feines gibt und was bei Hof und bei den nobleren Herrschaften so auf den Tisch kommt.«

»Dann sind wir uns da einig?«

»Wegen Balbina?« Anton legte sich wieder zurück in sein Kissen. »Ich hab das Kind herzlich gern und bin froh, dass wir sie im Haus haben. Aber als Schwiegertochter kann ich sie mir nicht vorstellen, nein.«

»Ich werde mit Hermann reden, und wenn es sein muss, auch mit Balbina. Das Mädchen ist ja schließlich noch so jung.«

»Anfang März wird sie sechzehn.«

»Das weißt du?«, fragte Therese. »Du kannst dir doch sonst die Geburtstage der Kinder nie merken. Jedes Jahr wieder muss ich dich daran erinnern.«

»Den Kopf eines Menschen kannst du halt nicht einräumen wie ein Regal voller Konserven, Therese. Was da reinkommt, was drinbleibt und was gleich wieder rausfällt, das kann kein Mensch für einen anderen bestimmen. Nicht einmal der Mensch selbst, zu dem der Kopf gehört.«

Therese musste über den anschaulichen Vergleich schmunzeln. Dafür liebte Therese ihren Mann wie am ersten Tag, wenn nicht sogar noch ein wenig mehr.

Der Mond war jetzt vor das Fenster gewandert und warf einen breiten Streifen Licht in die Kammer und gegen die Wand, als wollte er sie mit seinen Strahlen ganz durchdringen. Therese löschte das Licht. Dann schlüpfte sie zu Anton unter die Decke, drückte ihm einen Kuss auf die Wange und legte ihren Arm schützend um ihn.

»Du bleibst aber schon noch eine ganze Zeit bei uns, gell?«, flüsterte sie leise.

Doch er war eingeschlafen und konnte sie nicht mehr hören. Für eine Weile betrachtete sie noch das Gesicht, das sie besser kannte als ihr eigenes. Dann schlief sie ebenfalls ein.

Wenn's zu Lichtmess stürmt und schneit, dachte Therese, ist der Frühling nicht mehr weit. So lautete zumindest eine alte Bauernregel. Als sie morgens das Fenster zum Lüften öffnete, stellte sie fest, dass es tatsächlich ein paar Grad wärmer geworden war und der Schnee sich in Regen verwandelt hatte. Trotzdem war es immer noch winterlich draußen, nicht ein Hauch von Frühling lag in der Luft.

Therese streckte sich. Der Rücken tat ihr weh, und sie hatte einen steifen Nacken. Es war ein Wunder, dass sie es über-

haupt geschafft hatte, auf dem schmalen Streifen von Antons Bettkante einzuschlafen. Anton war noch nicht wach. Sie beschloss, ihn schlafen zu lassen, und schlich sich leise aus dem Zimmer.

Es war noch sehr früh am Morgen, aber heute erwarteten sie eine Lieferung aus Frankreich und da musste Therese im Geschäft sein. Hoffentlich war alles gut gegangen mit der Nachtfahrt. Auf so einem Transport konnte viel passieren. Und Verluste durch verdorbene Waren gingen richtig ins Geld. Es war ein Risiko, das Therese in die Preise mit einrechnen musste, auch wenn einige Leute das nicht verstanden und sich die Mäuler darüber zerrissen, dass die Waren bei Dallmayr zu teuer wären. Keiner von ihnen machte sich Gedanken, wie die Delikatessen aus aller Herren Länder in die Münchner Innenstadt kamen. Doch Austern lebten nun mal im Atlantik und nicht im Bodensee. Und weil sie roh verzehrt wurden, war Frische das Allerwichtigste, unter Umständen sogar lebenswichtig.

Therese zog den Wollschal fester um ihre Schultern. Wenn nur die Lieferung pünktlich kam, bevor der Laden öffnete. Die Stammkunden wussten, dass die Waren aus Frankreich unterwegs waren und für diesen Tag erwartet wurden. Ein Teil war sogar schon vorbestellt, auch wenn Therese stets darauf hinwies, dass sie keine Gewähr geben und keine Haftung übernehmen konnte, wenn etwas gar nicht oder in einem Zustand geliefert wurde, den sie ihren Kunden nicht zumuten konnte. Freilich war Therese müde. Doch das Aufstehen am frühen Morgen tat ihr auch gut. Arbeit hatte ihr noch immer am besten geholfen, wenn sie Sorgen hatte.

Als sie am Lieferanteneingang ankam, war Korbinian Fey schon mit dem Lehrling beim Ausladen. Na also, dachte Therese beruhigt, dann waren die Lieferanten zumindest schon einmal pünktlich zur Stelle gewesen.

»Morgen, Chefin.«

Fey schleppte eine Kiste in den Laden, deren Wände ganz nass waren vom Eis. Die wertvolle Fracht, Austern, Hummer und Langusten von der französischen Atlantikküste, wurde zum Transport in Eis gepackt, damit alles schön frisch blieb. Der Kaviar wurde in Gläsern gefüllt auf den Transport geschickt, denn wenn er direkt mit Eis oder Wasser in Verbindung käme, würde er »erblinden«, wie man das nannte. Beim direkten Kontakt mit Wasser verlor er seine Farbe und die körnige, feste Konsistenz. Er schmeckte zwar immer noch, war aber so nicht mehr verkäuflich. An den Hof des Prinzregenten oder seiner Söhne konnte man ihn so schon gar nicht mehr liefern.

Die Kisten mit den frischen und geräucherten Seefischen schleppte Ludwig, der Lehrling, hinterher.

»Guten Morgen, Frau Randlkofer«, rief er fröhlich.

»Schon ausgeschlafen, Ludwig?«, fragte Therese.

»Freilich«, behauptete er, obwohl er aussah, als könne er jederzeit auf der Stelle wieder einschlafen. Therese schmunzelte, als sie den jungen Mann mit den hellblauen Augen und dem widerspenstigen Blondschof betrachtete. Anstelle eines Scheitels hatte er seitlich an der Stirn einen kräftigen Wirbel, der die Haare in drei Richtungen verteilte. Seine Sommer sprossen ließen ihn wie einen von Wilhelm Buschs Lausbuben aussehen. Noch kannte Therese ihn nicht besonders gut, doch sie würde bald sehen, wie er sich entwickelte. Sie würde ihn im Auge behalten und sich Notizen in ihrem Büchlein machen. In ein, zwei Jahren lernte man einen Menschen schon kennen, und erst am Ende würde sie entscheiden können, ob er tatsächlich zu ihnen passte.

»Ist die Gänseleberpastete aus Straßburg mitgekommen?«, fragte sie Korbinian.

Er nickte. »Bei den Preisen müsste man glatt selbst Gänse züchten und sie stopfen. Unser Hinterhof ist allerdings zu

klein für einen Gänsestall. Vielleicht gegenüber, am Marienhof, auf der großen Wiese. Stellen Sie doch einen Antrag im neuen Rathaus, Frau Randlkofer. Wär das nicht eine schöne neue Geschäftsidee?»

»Am Marienhof, mitten in der Stadt?« Therese schüttelte den Kopf. »Also, du hast Ideen. Das müsste man schon draußen vor der Stadt machen, dort, wo genug Platz ist und die Tiere ein gutes Leben führen können und das richtige Futter bekommen. Qualität beginnt nicht erst bei der Abfüllung in ein Glas oder eine Konserve. Sie fängt schon ganz früh an, im Grunde schon mit der Geburt. Wo wird das Tier hineingeboren, wie lebt es, hat es genügend Auslauf? Da muss alles stimmen.«

»Sie wüssten ganz genau, wie es geht«, sagte Korbinian Fey. »Aber Sie wollen ja nicht hinaus aufs Land. Nicht einmal den Herrn von Poschinger besuchen Sie, dabei hat er Sie schon so oft eingeladen. Sie sind eine richtige Städterin geworden, Chefin.«

»Ich lebe ja auch schon lange hier. Und München ist doch wirklich eine schöne Stadt geworden, vor allem, seit es Residenzstadt der bayerischen Könige ist. Wer wollte da wieder fort und aufs Land hinaus? Ich jedenfalls nicht.«

»Sie müssten ja gar nicht weit rausfahren. In Nymphenburg oder Schwabing fangen die Dörfer ja schon an.«

»Und was soll ich meinen Kunden sagen, woher meine Gänseleber kommt? Aus Schwabing statt aus Straßburg? Gerade am Hof wird doch fast ausschließlich nach französischen Rezepten gekocht.«

»Aber der Geschmack sollte doch die Kunden überzeugen, nicht der Stempel auf der Kiste«, behauptete Korbinian Fey. »Dann nennen wir sie halt trotzdem Foie Gras de Canard, und schon ist sie wieder französisch, die Gänseleber aus Schwabing.« Er grinste Therese an.

»Wieso bist du heute eigentlich so gut gelaunt?«, fragte Therese.

»Weil die Lieferung pünktlich war und ich mir keine Klagen von den Kunden anhören muss. Die Herrschaften und ihr Küchenpersonal stellen sich ja auf die Lieferung ein. Und so muss ich keine enttäuschten und verärgerten Leute beruhigen.«

Was für ein Glück, dachte Therese, dass Korbinian ihr solche Aufgaben abnahm, wenn sie denn anstanden. Sie erinnerte sich an den grässlichen Tag vor einigen Jahren, als ihr Mann in Gehrock und Zylinder bei Hofe, drüben in der Residenz, die nur wenige Hundert Meter vom Geschäft entfernt lag, vorstellig werden und sich entschuldigen musste. Denn in einer Dose mit zwölf Ölsardinen waren doch tatsächlich nur elf enthalten gewesen, was für große Aufregung und Empörung gesorgt hatte.

Verantwortlichkeiten abgeben und den Mitarbeitern auch etwas zutrauen, das war Thereses Einstellung zum Geschäft. Gute Mitarbeiter waren Gold wert, aber sie durften es nicht allzu deutlich merken. Nur nicht zu viel loben, war Thereses Devise. Sie hätte ein Buch darüber schreiben können, was sie als Geschäftsfrau in über zwanzig Jahren gelernt hatte. Einen Ratgeber für andere Geschäftsfrauen, denn die Männer würden sich von ihr ohnehin nichts sagen lassen. Da könnte sie hundert Mal recht haben.

Als das Fuhrwerk abgeladen war und der Kutscher wendete und Richtung Marienplatz davonfuhr, rückte Ludwig mit Schaufel und Eimer an, um die Pferdeäpfel zu beseitigen. Therese beobachtete ihn dabei und ging anschließend hinaus, um nachzusehen, ob er seine Aufgabe gründlich erledigt hatte. Es lag nicht einmal mehr ein Strohalm auf dem Bürgersteig, mit dem die Fuhrleute ihre dampfenden Pferde abrieben. Therese war zufrieden. Ihre Ermahnungen hatten also endlich gefruchtet.

Doch ihr positives Urteil über ihren Lehrling geriet gleich wieder ins Wanken, als sie beim Schließen der Eingangstür – es war noch nicht sieben Uhr, offizielle Öffnungszeit – aus dem Augenwinkel etwas beobachtete, das sie erstarren ließ. Beim Einräumen der guten, der besten belgischen Schokolade, der mit den Piemonteser Haselnüssen, fiel Ludwig ein Stück zu Boden. Er bückte sich und hob es ehrfürchtig auf. Doch statt es wieder zurück in die Vitrine oder auf den Tresen zu legen, wo er es mit dem Pinsel hätte abbürsten können, steckte er es sich schnell und ohne sich auch nur einmal umzuschauen in den Mund. Therese wollte schon ihr Buch zücken, da bemerkte sie an der Tür zum Kontor eine weitere Zeugin des Vorfalls. Rosa Schatzberger, die Buchhalterin, hatte ebenfalls zugesehen. Nur Ludwig blieb ahnungslos. Er schloss sogar für einen Moment die Augen und lutschte verzückt an seinem Stück Schokolade.

Therese gab Fräulein Schatzberger mit einem Handzeichen zu verstehen, dass sie in ihre Schreibstube zurückgehen sollte. Dem Jungen würde sie eine Lehre erteilen, die er so schnell nicht mehr vergessen würde. Aber sie wollte ein wenig Zeit verstreichen lassen und ihn erst noch ein bisschen in Sicherheit wiegen.

Als alle Waren aufgefüllt waren und es am Vormittag etwas ruhiger im Geschäft wurde, kam Fräulein Schatzberger zu Ludwig und sagte ihm, dass die Chefin ihn im Büro erwartete. Er wollte wissen, warum, aber die Buchhalterin zuckte nur die Achseln, ging voraus, klopfte, öffnete die Tür und schob Ludwig hinein. Das Büro war klein und ein wenig dunkel, eher eine Kammer mit einem alten Tisch, der schon lange in der Familie sein musste. Es sah nicht so sehr aus wie der Arbeitsplatz eines Kaufmanns. Eher wie der eines Künstlers. Stapel von Papieren, Notizen, Zeitungsanzeigen lagen auf dem Tisch

herum. Es war nicht akkurat aufgeräumt, dafür wirkte es sehr gemütlich. Aber Ludwig gab sich keinen Illusionen hin. Ein gemütliches Gespräch erwartete ihn hier sicher nicht.

»Die Straße war sehr sauber heute nach der Lieferung. Da hast du dir wirklich Mühe gegeben«, leitete Therese die Unterredung ein.

Die Luft knisterte, und der Lehrling hegte auch weiterhin keine Hoffnungen, dass er herzitiert worden war, um Komplimente einzuheimsen. Er stieg von einem Fuß auf den anderen. Ludwig wusste nicht, was es war, aber irgendwas musste er angestellt haben. Die Chefin lobte selten, und schon gar nicht, wenn sie ihn vorher wegen derselben Sache bereits zweimal ermahnt hatte. Es war undenkbar, dass sie ihn deshalb von der Arbeit wegriefen würde. Ludwig wusste genau, wie sie aussah, wenn sie zufrieden war, und jetzt war sie es sicher nicht. Im Gegenteil, sie sah geradezu angriffslustig aus. Der Schweiß brach ihm aus. Was in aller Welt hatte er sich zuschulden kommen lassen? Ludwig dachte nach. Er war pünktlich um Viertel nach sechs zur Arbeit erschienen. Gekämmt, in ausgebürsteten Hosen und mit geputzten Schuhen. Er hatte sie sogar noch einmal abgewischt, nachdem er die Pferdeäpfel in den Mist-eimer gekippt hatte. Er hatte heute noch kein einziges Mal mit den anderen Angestellten getratscht, dazu war auch gar keine Zeit gewesen, es war einfach zu viel Kundschaft im Laden. Nicht einmal Grimassen hatte er heute geschnitten, mit denen er die Verkäuferinnen so oft zum Lachen brachte. Und nachgemacht hatte er auch niemanden. Denn das konnte er ebenfalls ziemlich gut. Sogar die Chefin selbst, wie sie sehr aufrecht, mit durchgestrecktem Rücken ihre Brust wie einen Balkon vor sich herschiebend, dahinmarschierte, das Kinn ein bisschen Richtung Hals gedrückt, den Dutt wie eine Krone auf dem Kopf. Wenn Ludwig das zu Hause bei der Mama und seiner Schwester Lilly vorführte, mussten die beiden immer sehr

lachen. Sie wollten ja ständig wissen, wie es ihm so erging beim Dallmayr, wie seine Chefs waren, und wie das Fräulein Schatzberger, die schon bald zwanzig war und immer noch unverheiratet. So wie Ludwig sie nachmachte, wunderte das auch niemanden. Mit kurzen zackigen Schritten, die Absätze in den Boden rammend, und das Kinn bei jedem Schritt nach vorne schiebend wie ein Huhn. Ludwig gackerte dazu, wenn er durch die Stube marschierte, aber das glaubte ihm seine Schwester nicht, dass das Fräulein Schatzberger wirklich Geräusche machte beim Reden. Doch Ludwig schwor, dass es sich anhörte, als gackere sie beim Sprechen.

Doch heute war Ludwig sich todsicher, dass er sich nichts zuschulden hatte kommen lassen. Schließlich nahm er sich in Acht, weil die Chefin ihn jetzt schon zweimal verwarnt hatte in den letzten Wochen. Und das wäre genug für ein halbes Jahr, hatte sie gesagt. Ludwigs Mutter wäre schrecklich enttäuscht, wenn er seinen Lehrplatz verlieren würde. Es war doch ohnehin ein Wunder, dass sie ihn überhaupt genommen hatten beim Dallmayr. Und das Aufsammeln von Pferdeäpfeln gehörte halt einfach dazu, behauptete sie. Sie müsse ja auch das Etagenklo putzen, obwohl ihr das kein bisschen Freude bereitete.

Ludwig erwartete, dass das Damoklesschwert jeden Augenblick auf ihn heruntersauste. Irgendetwas hatte er angestellt, doch es fiel ihm einfach nicht ein, was es gewesen sein könnte. Aber das half ihm jetzt auch nicht mehr. Er wollte das Donnerwetter nur möglichst schnell hinter sich bringen. Diese Anspannung war ja nicht mehr auszuhalten. Jesus, Maria und Josef!

Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er sah seine Chefin an, und ihr Blick bestätigte seine Vermutung. Die feine belgische Schokolade. Was für eine Versuchung! Er hatte dieses kleine Stück aufgehoben und es sich, ohne auch nur einmal nachzudenken, in den Mund geschoben. Und als die

Schokolade begann, auf seiner Zunge zu schmelzen, das war so herrlich gewesen, dass er die Augen schließen musste. Noch nie in seinem Leben hatte er etwas so Feines gegessen. Dieser Geschmack nach Kakao und gebrannten Nüssen, ein bisschen wie auf dem Oktoberfest, wenn er zwischen den Ständen mit gebrannten Mandeln, Magenbrot, Lebkuchenherzen, kandierten Früchten, Liebesäpfeln, Zuckerwatte, Waffelbruch und Vanillesoße hin und her taumelte. Nur dass er die Nüsse, den Kakao und was sonst noch in der feinen Schokoladen war, in der Nase, auf den Lippen, der Zunge und überall gleichzeitig roch, schmeckte und sie sogar noch auf der Haut spürte, wie ein zartes Streicheln. Es war einfach unbeschreiblich.

Doch wie sollte er nun seinen Kopf aus der Schlinge ziehen? Er hätte versuchen können, sich herauszureden. Dass man im Dallmayr Lebensmittel, die auf den Boden gefallen waren, nicht einfach wieder in die Auslage zurücklegen durfte. Zumindest nicht, wenn Kunden im Geschäft waren. Das war aber gar nicht der Fall gewesen. Ludwig wurde ganz heiß. Wie war dieses Stück überhaupt auf den Boden gekommen? Er erinnerte sich nur daran, dass es plötzlich da lag. Dass seine Hand danach griff und er es sich wie in Trance unrechtmäßig einverleibte. Sein Gesicht glühte.

»Und?«, fragte seine Chefin. »Ich höre?«

»Frau Randlkofer.« Ludwigs Mund war trocken wie ein Stück Löschpapier. »Ich kann nichts dafür. Meine Hand ... mein Mund ...« Er kam sich vor wie ein Narr.

»Und?«, insistierte sie.

»Und es tut mir so leid. Es wird nicht wieder vorkommen. Ich versprech's hoch und heilig.«

»Und was noch?«

Ludwig machte ein Gesicht wie ein Karpfen. Was meinte sie denn? Er spürte Panik aufkommen, wischte sich hektisch über die Stirn und wäre am liebsten davongelaufen.

Seine Chefin stützte die Hände auf dem Schreibtisch ab und kam ihm mit ihrem Gesicht so nahe, dass Ludwig ihren Atem spüren konnte. »Ich will wissen, wie sie geschmeckt hat, die sündhaft teure belgische Schokolade.«

Ludwig schluckte geräuschvoll. »Besser als alles, was ich je gegessen habe. Sie hat so ...«

»Ja?«, fragte Therese.

»Sie hat nach Urwald geschmeckt, also, so wie ich mir halt den Urwald vorstelle. Heiß und feucht und dampfend, und so süß wie eine riesenhafte purpurrote Blüte, von der die Schmetterlinge und die kleinen Vögel, die aussehen wie schwirrende Edelsteine, mit ihren langen Rüsseln den Nektar saugen, und ...«

Ludwig starrte in das Gesicht seiner Chefin. Was redete er da nur? Gleich würde sie ihn hochkant hinauswerfen und seiner Mutter ausrichten lassen, dass ihr Sohn vielleicht besser eine Gärtnerlehre als eine Kaufmannslehre machte. Und seine Mutter würde ihn nicht einmal ausschimpfen, sie wäre einfach nur unsäglich enttäuscht von ihm. Ludwig wagte nicht, seiner Chefin in die Augen zu sehen, sondern blickte auf ihren Mund und sah, wie sich dort Falten bildeten, die ihre Mundwinkel leicht erzittern ließen und sich dann langsam nach oben bewegten. Doch, gewiss, das war ein kleines, feines Lächeln. Ludwig hatte es noch nicht oft an ihr gesehen. Als Lehrling im Dallmayr war es ihm bislang nur selten zuteilgeworden. Nun schöpfte er wieder etwas Hoffnung, dass vielleicht doch noch nicht alles verloren sein musste für ihn.

»Und was noch?«, fragt Therese. »Die Schokolade ...«

»Es war, als ob auf meiner Zunge eine Wundertüte zerplatzt wäre«, erwiderte Ludwig nun schon etwas mutiger. »Alles floss heraus, die wundersame Blume und der dunkle Wald, das Kreischen der wilden Tiere, eine ganz eigene fremde Welt, und ich hab sie wirklich spüren können.«

»Vielleicht bist du ja doch am richtigen Platz«, sagte Therese und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Nur, Ludwig, wenn dich eine Kundin nach dem Geschmack der belgischen Schokolade fragt, dann übertreib nicht gleich so, gell? Lass es mit der Kakaoblüte und den bunten Schmetterlingen gut sein. Vom dampfenden Wald und den kreischenden Tieren erzählst du lieber nichts, verstanden?«

»Jawohl«, antwortete Ludwig und machte einen tiefen Diener. Da war er also noch einmal davongekommen. Am Abend musste er unbedingt seiner Schwester Lilly davon erzählen. Die würde Augen machen. Nur die Mama durfte nicht erfahren, in welche Gefahr er sich schon wieder gebracht hatte. Sie würde sich furchtbar aufregen. Um ein Haar hätte er seinen Lehrplatz wegen eines Stückes Schokolade verloren. Er würde erst nach dem Abendessen mit seiner Geschichte herausrücken, wenn er und Lilly den Abwasch übernahmen und die Mutter sich auf das Kanapee gelegt hatte, um sich ein bisschen auszu-ruhen. Er würde seiner Schwester gewaltig Angst einjagen, und bevor sie aufschreien könnte, würde er ihr die Hand auf den Mund legen, »Scht« machen und hinüber zum alten braunen Kanapee mit dem verschlissenen Bezug und der Mutter zeigen. Und die Lilly würde sofort verstehen, dass sie nicht schreien durfte, um ihn ja nicht zu verraten.

»Dann holst du dir jetzt einen Kaffee und ein Kipferl dazu, und machst kein Trara um die Sache. Wenn die anderen dich fragen, was es gegeben hat, dann sagst du, wir hätten uns einfach ein wenig unterhalten. Nicht dass du daraus wieder ein Theaterstück machst, gell? Du weißt, was ich meine.«

Er wusste es. Aber dass die Chefin es auch wusste, brachte sein Gesicht erneut zum Glühen.

»Ja, dann geh ich wieder«, sagte er zum Abschied. »Und, danke.«

»Bitte«, entgegnete Therese.

Am Nachmittag musste Therese beim Durchsehen der Lieferscheine und Rechnungen kurz eingenickt sein, denn sie hörte das Klopfen an der Tür erst, als es lauter und energischer wurde und jemand ihren Namen rief.

»Kommen Sie doch herein, Rosa.«

Vor dem Wandspiegel fädelte Therese ein paar lose Strähnen in ihren Dutt und strich sich den Rock glatt.

Rosa Schatzberger streckte ihren Kopf durch den Türspalt. »Ihr Schwager wäre da«, flüsterte sie, als verkünde sie ein Unheil.

Es klopfte noch einmal energisch, dann stand er in der offenen Tür, Max, der jüngste Bruder ihres Mannes, immer elegant, gepflegt, wie frisch vom Herrenfriseur, mit einem auffälligen Schnauzer, dessen Enden nach oben gewirbelt waren. Die stets geputzten und auf Hochglanz polierten Schuhe waren sein Markenzeichen und seine Manie. Wenn es sein musste, schaute er auch zwei- oder dreimal am Tag bei seinem Schuhputzer am Karlstor vorbei. Hermann, Thereses Ältester, der bei ihm in die Lehre ging, konnte ein Lied davon singen. Glücklicherweise war Max viel unterwegs und nicht den ganzen Tag in seinem Geschäft, denn bei seinen Angestellten war er als streng und aufbrausend gefürchtet. Hinter einer Maske von Eleganz und Höflichkeit steckte ein jähzorniges Temperament. Max, der auf die Fünfundvierzig zuging, war Junggeselle und ein häufiger und stadtbekannter Gast von Varietés und Intimen Theatern, zu deren Herrenabenden Frauen als Zuschauerinnen keinen Zutritt hatten.

»Max, was verschafft mir die Ehre?«

»Nach meinem Bruder wollte ich sehen. Grüß dich, Therese.« Er reichte ihr die Hand. »Wie geht es ihm denn?«

»Schau doch rauf zu ihm, Max. Vielleicht kannst du ihn ein bisschen aufheitern. Er ist jetzt oft so schwach und mutlos.«

»Mutlos, mein Bruder? Ach, komm. Der soll sich anziehen und mit mir ins Hofbräuhaus gehen. Heute ist Wiedereröffnung nach einem ganzen Jahr Umbau und Neubau. Das muss man sich als Münchner doch anschauen, was dieser Architekt aus Sachsen da verbochen hat. Als hätten wir in Bayern keine Baumeister.«

»Schau dich doch mal um, wer in München schon alles schöne Häuser gebaut hat: Italiener, Franzosen ...«, erwiderte Therese.

»Italiener und Franzosen, das geht ja noch. Aber Sachsen?«  
Er lachte.

»Mit dem Hofbräuhaus wird es heute nichts werden für Anton«, sagte Therese.

»Kommst du denn zurecht, Schwägerin?«

»Es geht schon. Es hilft mir sehr, dass du mir den Hermann rübergeschickt hast, dass er bei uns mithilft. Jetzt fehlt dir halt im Laden dein Lehrling.«

»Ich hätte eh bald einen neuen einstellen müssen. Der Hermann hat bis Mitte des Jahres ausgelernt und dann werdet ihr ihn bestimmt bei euch haben wollen.«

»Bist du immer noch zufrieden mit ihm?«

»Freilich«, sagte Max, »er kommt ganz nach meinem Bruder, ein richtiges Arbeitstier. Er ist halt noch jung und muss noch ein paar Dinge lernen, bis er selbst die Verantwortung für ein eigenes Geschäft übernehmen kann. Ich meine, falls ihr oder Anton in nächster Zeit ans Übergeben denkt.«

Übergeben? Wie kam ihr Schwager jetzt darauf? Es war noch nie die Rede von einer Übergabe an die Kinder gewesen. Sie hatten das Geschäft doch erst vor zwei Jahren gekauft. »Mit dem Übergeben lassen wir uns noch Zeit, aber wenn der Hermann ausgelernt hat, darf er schon mitreden im Geschäftlichen.«

»Wenn du Hilfe brauchst, bin ich ja auch noch da.«

Therese wusste nicht, was sie von diesem Angebot halten sollte und ob es wirklich so uneigennützig war, wie es sich anhörte. Als Geschäftsleute waren die beiden Brüder schließlich Konkurrenten. Dass ihrem Schwager ein eher kleiner Lebensmittelladen in der Kaufingerstraße nicht reichen würde, war Therese schon länger klar. Und mit dem Erwerb des Dallmayr und dem Erfolg, den sie mit dem Geschäft hatten, waren Anton und sie dem Schwager nun ein paar Schritte voraus. Dallmayr in der Dienerstraße war eleganter, vornehmer, größer und auch bekannter als M. Randlkofer Colonialwaren in der Kaufingerstraße. Und Dallmayr war dabei, über die Stadtgrenzen und sogar die Landesgrenzen hinaus berühmt zu werden. Beim Ehrgeiz ihres Schwagers musste ihn das wie ein Nagel im Schuh drücken.

»Anton liegt in der Kammer im ersten Stock, gleich neben der Treppe. Die nach vorne rausgeht, mit dem Blick auf den Dom.«

»Wolltest du ihn nicht mehr bei dir im Schlafzimmer haben?«, fragte Max scherzhaft, aber Therese konnte darüber nicht lachen.

»Er ist oft so unruhig, dass ich selbst nicht mehr schlafen kann. Und es nützt schließlich niemandem, wenn Chef und Chefin gleichzeitig ausfallen.«

»So«, sagte Max spöttisch. »Chefin.«

Wenn du Streit suchst, dann geh woandershin, dachte Therese. Ich habe genug Sorgen. »Fräulein Schatzberger wird dich hinaufbegleiten.«

»Ich finde das Zimmer schon, auch ohne die Schatzberger. Ist Paul oben?«

Therese nickte. »Aber erschreck ihn nicht wieder so wie beim letzten Mal, gell?«

»Geh, der Bub ist doch kein Kind mehr. Ein echter Randlkofer versteht schon einen Spaß.«

Hoffentlich, dachte Therese. Das letzte Mal hatte er es mit seinem Spott und seiner Frotzelei geschafft, dass Paul in Tränen ausgebrochen war, worauf sich sein Onkel noch mehr über ihn lustig machte und Paul sich umso mehr schämte. Freilich war Paul kein Kind mehr, aber er war eben ihr Jüngster, das Nesthäkchen, und manchmal gefiel es ihm selbst auch noch, der Kleine zu sein.

Therese begleitete Max selbst hinauf in die Privatwohnung im ersten Stock. Als er nach fast einer Stunde immer noch nicht wieder erschienen war, sah sie nach, was er so lange da oben trieb. Die Tür zu Antons Schlafzimmer war zu. Neugierig legte sie das Ohr an das Holz. Max redete wie ein Wasserfall, während von Anton gar nichts zu hören war. Das klang nicht nach einem Gespräch, sondern eher nach einer Ansprache. Die einzigen Brocken, die Therese verstehen konnte, bezogen sich auf Geschäftliches. Einmal war von Banken die Rede, von Umsatz, dann hörte sie auch ihren Namen, aber sie verstand den Zusammenhang nicht. Paul kam aus der Küche auf den Flur, und Therese richtete sich auf und ging ihm entgegen.

»Schon fertig mit den Hausaufgaben?«

Er nickte, wirkte aber irgendwie traurig und verstört.

»Was ist denn los?«, fragte Therese. Sie ging mit ihm zurück in die Küche. »Ist denn Balbina nicht da?« Pauls Heft und die Bleistifte lagen noch auf dem Tisch, der Schulranzen stand auf der Sitzbank.

»Balbina ist in ihre Kammer raufgelaufen und hat gesagt, sie kommt erst später wieder runter.« Paul sah seine Mutter nicht an, sondern packte seine Stifte umständlich langsam in die Griffelschachtel.

»Warum ist sie denn weggelaufen? Hast du sie geärgert?«

»Sie ist nicht wegen mir weggelaufen«, sagte Paul.

»Wegen wem oder was denn sonst? Jetzt komm, Paul, lass

dir doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen.« Sie packte seine Nase und zog daran.

»Au«, sagte er leise.

Therese sah, dass er Kummer hatte.

»Wegen Onkel Max.« Paul zögerte und schaute zur Tür, als müsste der Onkel gleich hereinkommen.

»Onkel Max ist aber doch kein Menschenfresser. Vor dem muss man nicht weglaufen.«

Paul antwortete nicht. Er steckte die Griffelschachtel in den Ranzen und fädelt die beiden Laschen in den Verschluss. Dann stützte er die Ellbogen auf den Tisch und legte das Gesicht in die Hände.

»Was ist denn passiert?«, fragte Therese.

Paul starrte vor sich hin, und es sah nicht so aus, als ob er noch mal den Mund aufmachen würde.

»Jetzt komm, Paul, so sag halt was. Ich kann doch nicht den ganzen Nachmittag hier stehen und darauf warten, dass du mir erzählst, was passiert ist.«

»Onkel Max hat etwas gemacht, was man nicht tut«, sagte Paul und starrte die Wand an.

Aha, daher weht der Wind, dachte Therese und hielt es für besser, ihren jüngsten Sohn nicht weiter zu bedrängen.

»Ich geh jetzt rauf zu Albina, und du machst dir weiter keine Gedanken mehr. Das lässt sich alles wieder einrenken. Wahrscheinlich hat die Albina das schon längst vergessen, blättert in *Brehms Tierleben* herum und sucht sich ein Tier aus, das sie als Nächstes zeichnen will.«

»Sie hat dem Onkel auf die Finger gehauen«, sagte Paul. »Und dann ist sie weggelaufen und hat sich oben eingesperrt.«

»Also manchmal muss man sich schon wundern über die Erwachsenen und ihr schlechtes Benehmen, gell?«, versuchte Therese die Sache herunterzuspielen. »Ich komm gleich wieder. Musst du nicht noch etwas für die Schule lesen?«

»Hab ich doch schon! Darf ich mit meiner Eisenbahn spielen?«

Er hatte zu Weihnachten eine Märklin-Dampflokomotive bekommen, die man mit einem Schlüssel aufzog wie ein Uhrwerk. Sie fuhr auf Blechschienen im Kreis. Dazu hatte Paul aus einem Puppenhaus einen Bahnhof gebaut und Zinnsoldaten als Personen aufgestellt. Als Therese es ihm erlaubte, lief er in sein Zimmer.

Die Tür zu Balbinas Kammer war abgesperrt. Therese klopfte, doch es kam keine Antwort. »Balbina? Ich bin's«, sagte sie, »mach bitte auf.«

Der Schlüssel drehte sich, das Schloss sprang auf, und Balbina stand in der Tür.

»Was ist denn mit dir?« Therese sah, dass Balbinas Federbett zerdrückt war. Sie hatte verweinte Augen.

»Ach nichts, Tante Therese«, behauptete sie. »Ich war auf einmal so müde, dass ich raufgegangen bin und mich ein bisschen hingelegt habe. Ich wär gleich wieder gekommen.«

»Also, was ihr mir heute alle für Geschichten erzählt. Was war denn los?«

»Hat der Paul gepetzt?«, fragte Balbina. Therese nickte. »Es tut mir leid, Tante, dass ich so ungezogen war und ihm auf die Finger gehauen hab.«

Therese machte die Tür hinter sich zu. Balbina stand jetzt am Fenster und drehte ihr den Rücken zu.

»Aber ich werde mich nicht bei ihm dafür entschuldigen«, sagte sie trotzig.

»Wo hat Max denn hingelangt, bevor du seine Finger erwischst hast?«

Balbina schüttelt den Kopf. Sie schämte sich.

Therese fasste das Mädchen an den Schultern, und nach kurzem Widerstand ließ sie sich von ihrer Tante in den Arm nehmen.

»Ich sag's nicht.« Sie machte sich los und fing an, ihr Bett aufzuschütteln, legte es zusammen und schlug kräftig mit den Handflächen darauf.

Mit Männern kannst du Glück oder Pech haben, dachte Therese. Mit Anton hatte sie einen Mann bekommen, der sie respektierte, sich nicht selbst für klüger hielt und gar nicht auf die Idee kam, ihr seinen Willen aufzuzwingen. Max dagegen war der Ansicht, er könne sich jede Frau nehmen, die ihm gefiel, und müsste sich dabei an keine Regeln halten.

»Ich hasse ihn«, zischte Balbina zornig. »Und ich gehe erst wieder runter, wenn er aus dem Haus ist.« Und wie zum Zeichen, dass sie es ernst meinte, band sie ihre Schürze auf und hängte sie über den Stuhl.

»Du kommst jetzt mit mir runter. Er ist bestimmt längst weg. Und dann müssen wir nach Anton sehen.«

Balbina verschränkte die Arme vor der Brust.

»Ich weiß, dass du nichts gemacht hast und nicht schuld bist, Balbina. Aber ich kann meinen Schwager jetzt nicht aus dem Haus werfen. Er ist immerhin Antons Bruder und gekommen, um ihn zu besuchen.«

»Das erste Mal, seit der Onkel krank ist«, behauptete das Mädchen. »Und was hat er dann außerdem in der Küche zu schaffen?«

Therese seufzte. Balbina war wütend, und sie schämte sich. Und Max? Vor einer Frau würde er sich nie und nimmer schämen. Auch nicht vor ihr.

Es klopfte. »Frau Randlkofer?«

Therese öffnete die Tür. »Was gibt's denn, Ludwig?«

»Frau Weißgruber von der Lenbach-Villa hat nach Ihnen gefragt.«

»Ach, die Magdalena. Braucht sie mal wieder ein Rezept?«

»Im Künstlerhaus gibt es ein Fest, zu dem sie einen Hummer

servieren soll, und da wollte sie wissen, wie sie ihn am besten zubereitet.«

»Es ist nicht lange her, und ich kann mich noch gut an die Zeit erinnern, da war der Herr von Lenbach nur ein kleiner Maler aus der Provinz und hätte im Traum nicht daran gedacht, dass er sich einmal einen Hummer würde leisten können. So ändern sich die Zeiten.« Therese wandte sich zur Tür. »Dann gehe ich jetzt runter und helfe der Magdalena mit einem Rezept für den Sud aus. Ist mein Schwager noch bei meinem Mann in der Kammer, Ludwig?«

»Ich glaube schon. Im Laden hab ich ihn nicht gesehen.«

»Gib mir bitte gleich Bescheid, wenn er runterkommt.«

»Und mir gibst du dann auch Bescheid, wenn er weg ist, ja, Ludwig?« Balbinas Wut war immer noch nicht verraucht.

Ludwig wusste zwar nicht, was vorgefallen war, aber er versprach es.

Therese musste wieder hinunter ins Geschäft, um Magdalena Weißgruber bei den Vorbereitungen für das Künstlerfest in der Lenbach-Villa zu unterstützen. Die Magdalena war eine beherzte Person und erfahrene Köchin. Nur vor dem Hummer hatte sie großen Respekt und auch ein wenig Ehrfurcht.

»So ein schönes Tier«, sagt sie, als Therese den Deckel der Wanne öffnete, und den Hummer aus dem Wasserbecken nahm.

»Du musst nur aufpassen, dass er dich nicht zwickt«, warnte Therese. »Wir können ihm aber die Scheren mit Zwirn zubinden. Den nimmst du dann vor dem Servieren wieder ab.«

»Und dann wirft man das Tier einfach so in den kochenden Sud?« Die Köchin, die jeden Tag Fleisch briet und Hühnchen rupfte, empfand offensichtlich Mitleid mit dem Hummer.

»Du lässt ihn am besten mit dem Kopf voraus in den Topf hineingleiten. Du musst dir keine Sorgen machen. Das Tier spürt keinen Schmerz«, behauptete Therese. So hatte man es

ihr zumindest gesagt. Glauben konnte sie es allerdings selbst nicht ganz. Aber je heißer der Sud, umso schneller ging es, und umso weniger musste der Hummer wahrscheinlich leiden.

»Nur richtig fest kochen muss dein Sud, gell?«

»Und was gebe ich da rein?«

»Ich koche ihn mit Schalotten, ein paar Pfefferkörnern, Salz und ein bisschen Dill, besser noch Dillblüten.«

»Dillblüten? Wo soll ich die denn jetzt im Februar hernehmen?«

»Schau, da drüben haben wir welche. Frag Korbinian. Die sind getrocknet. Aber nimm nicht zu viele. Der Hummer soll ja nicht nach Dill schmecken, sondern nach Hummer.«

»Und wieso sind eure Hummer schwarz? Es heißt doch immer, sie wären feuerrot.«

»Das werden sie erst beim Kochen. Da kannst du dich drauf verlassen, Magdalena.«

Therese spürte, dass die Köchin nicht recht überzeugt war. Der Hummer war ihr einfach nicht ganz geheuer. Bockig wie ein Esel stand sie da und suchte nach immer neuen Einwänden. Therese konnte ihren Widerwillen förmlich spüren. Nein, das war nicht gut. Ein Einkauf im Dallmayr sollte die Menschen glücklich machen, nicht unglücklich.

»Pass auf, Magdalena. Und wenn du deinen Herrschaften sagst, die Hummer im Dallmayr waren alle schon vorbestellt und du hättest keinen mehr bekommen, dafür aber etwas ganz besonders Feines, auch eine echte und bei uns sehr seltene Delikatesse aus dem Atlantik?«

»So? Was könnte das denn sein?«, fragte die Weißgruber skeptisch, aber in ihren Augen flackerte ein kleiner Hoffnungsfunkle auf, dass sie dem Hummer-Massaker noch einmal entgegen könnte.

»Wir haben heute Morgen mit der Lieferung aus Frankreich eine Kiste mit Jakobsmuscheln bekommen. Die sind auch sehr

delikat und hübsch anzusehen, wenn auch nicht ganz so prächtig wie der Hummer.«

Magdalena Weißgruber war erleichtert. »Ihr verrätet mich aber nicht beim Herrn von Lenbach und seiner Gattin, gell?«

»Auf keinen Fall. Ich sag's auch gleich dem Korbinian. Er kann dir zeigen, wie du die Muscheln säuberst und zubereitest. Das ist ganz einfach. Du benötigst dafür nur frische Butter und etwas Petersilie. Darin brätst du das Innere, die Nuss, ganz kurz von beiden Seiten an. Und wenn du noch einen Geheimtipp von mir haben willst ...«

Ludwig kam auf sie zu und machte Therese ein Zeichen, dass ihr Schwager gerade die Treppe herunterkam. Therese wollte sich verabschieden, aber die Köchin ließ nicht locker.

»Und der Geheimtipp?«

»Kapern, nur ein paar, zu der zerlassenen Butter dazu. Du servierst die Muschelnüsse in ihrer Schale und gießt ein wenig von der Buttersoße dazu. Wirst sehen, die Künstler werden ganz verrückt danach sein und dem Hummer keine Träne nachweinen.«

Sie lächelte der Köchin bestärkend zu und schickte sie zu Korbinian. Dann drehte sie sich zu ihrem Schwager um und bat ihn noch einmal zu sich ins Büro.

»Jetzt warst du aber lange bei deinem Bruder.«

»Ja, wir hatten ein bisschen was zu bereden«, antwortete Max und sah seine Schwägerin ungerührt an. Es war klar, dass er kein Wort darüber verlieren würde, was genau sie zu besprechen gehabt hatten.

Therese versuchte es trotzdem. »Was gab es denn so Wichtiges?«

»Ach, weißt du, Schwägerin, Männersachen, das muss dich jetzt gar nicht kümmern.«

Therese schluckte ihren Ärger hinunter. Es lohnte sich nicht,

mit ihrem Schwager zu streiten. »Und was sagst du zu Anton? Es wird wohl eher nichts mit einem gemeinsamen Ausflug ins Hofbräuhaus, oder?«

»Dass er so krank ist, hätte ich mir gar nicht gedacht. Das Herz, hat er mir gesagt. Es hat ihn ganz schön erwischt, meinen armen Bruder.«

»Es wird einfach nicht besser, das macht mir solche Sorgen«, gab Therese ehrlich zu.

»Vielleicht lässt du einmal einen anderen Arzt kommen, Therese. Dieser Doktor Eichengrün ist doch Jude. Bist du mit dem zufrieden?«

Therese richtete sich kerzengerade in ihrem Stuhl auf. »Natürlich. Doktor Eichengrün ist eine Koryphäe und er kennt die Familie schon seit so vielen Jahren. Sein Glaube hat für uns noch nie eine Rolle gespielt. Ich bitte dich, Max. Ich möchte nicht, dass in meinem Haus so geredet wird.«

»In deinem Haus, Therese? Ich denke, es gehört immer noch meinem Bruder und dir zusammen, oder?« Er funkelte sie zornig an. Wenn er eines nicht ertragen konnte, dann Kritik. Schon gar nicht von einer Frau, auch wenn sie seine Schwägerin war. »Was willst du denn jetzt machen, wenn Anton noch länger liegt oder, was wir alle nicht hoffen wollen, gar nicht mehr gesund wird?« Aus seiner Frage sprach nicht Mitgefühl, eher Zorn und Gehässigkeit. Worauf wollte er hinaus?

»Ich werde das machen, was ich immer getan habe. Arbeiten und das Geschäft zusammenhalten. Was sollte ich sonst tun?«

»Ach, komm schon, Schwägerin, das kannst du doch ohne Mann im Haus gar nicht schaffen. Du hast schließlich auch noch die drei Kinder. Wenn du Oma wirst, willst du doch mit deinen Enkeln zum Entenfüttern gehen und nicht Tag für Tag im Betrieb stehen und den Kunden hinterherbuckeln.«

»Ich weiß nicht, wie du das mit deinen Kunden machst«, antwortete Therese, die nun langsam auch zornig wurde. »Ich

jedenfalls habe nie gebuckelt und tue es bis heute nicht. Ich gebe mein Wissen über feine Lebensmittel und Speisen gerne weiter und bin dann glücklich, wenn es meine Kundinnen und Kunden auch sind. Das ist meine Einstellung. Und ich glaube, dass die Leute das merken, und auch deshalb zu uns in den Laden kommen. Anton sieht das übrigens ganz genauso wie ich.« Jetzt hatte er sie doch aus der Reserve gelockt.

»Du könntest den Betrieb auch verkaufen«, sagte Max, »oder ihn deinem ältesten Sohn überschreiben. Und du bleibst die Eminenz im Hintergrund.«

»Ich bleibe aber lieber erst mal in der vordersten Reihe, Max, da gefällt es mir eigentlich ganz gut. Du siehst ja, dass das Geschäft weiterläuft, auch wenn Anton vorübergehend nicht mit dabei sein kann.«

»Nicht hochmütig werden, Schwägerin, gell?« So wie Max es sagte, klang es mehr nach einer Warnung als nach einem gut gemeinten Ratschlag.

»Ich habe einfach keine rechte Freude am Handarbeiten und Entenfüttern. Ich kann mir sogar vorstellen, dass wir uns in nächster Zukunft noch einmal vergrößern werden. Das Geschäft braucht einfach mehr Platz.« Am liebsten hätte sie sich auf die Zunge gebissen. Musste ihr das jetzt herausrutschen. Was ging es ihren Schwager an? Das sorgte doch nur wieder für Neid und Missgunst. Manchmal war sie aber wirklich zu unüberlegt.

Ihr Schwager musterte sie eindringlich, und auch ihm lag etwas auf der Zunge, was womöglich nicht schmeichelhaft für Therese gewesen wäre. Das konnte sie ihm ansehen. Aber er überlegte es sich anders und schluckte seinen Kommentar hinunter. »Na gut, Schwägerin, belassen wir es dabei. Ich muss jetzt ins Hofbräuhaus, man wartet dort schon auf mich.« Er griff nach seinem Hut und dem eleganten Stock und stand auf.

»Ich an deiner Stelle würde überschreiben, dann bist du alle Sorgen los. Vom Altenteil aus ist das Leben doch gleich viel geruhsamer. Therese, ich bitte dich. Irgendwann ist es doch auch mal Zeit, Ruhe zu geben und die Jungen ans Ruder zu lassen.« Sagte der Mann, der vier, fünf Jahre jünger war als sie.

Max wandte sich zur Tür. Aber das konnte Therese so nicht stehen lassen, zumal sie ihn auch noch auf die Geschichte mit Balbina ansprechen wollte. Deshalb hatte sie ja eigentlich mit ihm reden wollen.

»Um die älteren Damen, lieber Max, musst du dir keine Gedanken machen«, sagte sie. »Ich zum Beispiel komme immer noch ganz gut zurecht.«

»Überleg es dir einfach, Therese.« Er hatte die Hand schon am Türgriff.

»Aber, Max, was die jüngeren Damen betrifft ...«

Max ließ den Türgriff los, zwirbelte seinen Schnäuzer zwischen Daumen und Zeigefinger und sah sie herausfordernd an.

»Also, soweit es sich dabei um Damen aus meinem Hause handelt, möchte ich, dass du dich ihnen in keiner anderen Form als einer anständigen nährst.«

Max zögerte einen Moment. In seinen dunklen Augen glomm Jähzorn auf. Doch gleich hatte er sich wieder im Griff und lachte spöttisch.

»Balbina«, er grinste. »Die Kleine hat schon Temperament. Sie ist doch viel zu schade fürs Kinderzimmer und deinen Haushalt. Hübsch ist sie geworden, und Kind ist sie auch keines mehr. Wenn sie bei mir wäre, würde ich sie ins Geschäft stellen. Dass sie sich zur Wehr setzen kann, habe ich ja heute selbst erlebt.«

Er wandte sich zum Gehen. Doch Therese musste ihm noch einen kleinen Nachsatz mitgeben.

»Ich wünsche nicht, dass so etwas noch einmal vorkommt, Max. Weder mit Balbina noch mit einer der Angestellten aus dem Geschäft.«

Er tat so, als nähme er sie überhaupt nicht ernst, aber es war ja deutlich genug formuliert. »Dein Fräulein Schatzberger ist vor mir jedenfalls vollkommen sicher«, sagte er noch lachend, dann fiel die Bürotür hinter ihm ins Schloss.

Im Hofbräuhaus, dachte Therese, wissen die Kellnerinnen jedenfalls, was sie mit Männerfingern machen, die sich vergreifen. Sie war froh, dass er wieder fort war, ihr Herr Schwager. Aber was hatte er nur so lange mit ihrem Mann zu bereden gehabt?

Doch Therese blieb keine Zeit, weiter über Max nachzudenken. Denn einer ihrer liebsten Stammkunden erschien im Geschäft, eine Wohltat nach dem unangenehmen Besuch ihres Schwagers.

»Herr von Poschinger, welche Freude, Sie zu sehen.«

»Tatsächlich? Die Freude ist ganz meinerseits.« Von Poschinger verneigte sich galant.

»Sind Sie auch einmal wieder aus Ihrer Einöde aufgebrochen und in die Stadt hineingefahren. Etwa mit der Torfbahn?« Man kannte sich, und der scherzhafte Ton zwischen ihnen beiden hatte bereits Tradition.

»Gnädige Frau.« Michael von Poschinger, Spross eines alten Adelsgeschlechts mit modernen technischen Ideen, war so etwas wie ein Pionier in der Bewirtschaftung des Ismaninger Moores, das etwa zwanzig Kilometer nordöstlich von München lag. In Thereses Augen war das schon sehr weit außerhalb der Stadt.

Herr von Poschinger hielt Thereses Hand, als wollte er sie gleich küssen. Sie entzog sie ihm sanft, aber bestimmt. Im Gegensatz zu ihm war sie eine Bürgerliche, also stand ihr diese Form der Begrüßung nicht zu. Poschingers Frau ließ sich

gerade etwas vom feinen Schwarzwälder Räucherschinken aufschneiden. Therese nickte ihr zu und Frau von Poschinger hob die behandschuhte Hand zum Gruß.

»Wie immer zum Scherzen aufgelegt, die Frau Randlkofer. Dabei sind wir so stolz auf unsere dreizehn Kilometer Schmalspurbahn, mit der wir jetzt auf die Moosgüter fahren und den Torf abtransportieren können. Sie spotten über unsere bahnbrechende Erfindung, dabei hat sie mich sehr viel Zeit und Geld gekostet. Hoffentlich nicht mehr, als sie einmal einbringen wird.«

»Bestimmt werfen Ihre Erfindungen den entsprechenden Ertrag ab. Sie sind doch ein Geschäftsmann durch und durch«, antwortete Therese. »Leider können Sie mit Ihrer Moosbahn noch nicht bis nach München fahren.«

»Sie meinen, weil hier bei Ihnen alle Köstlichkeiten der Welt liegen, während es draußen im Moos nur Kraut und Rüben gibt?«

»Hinter Ismaning, so sagt man doch, fängt Lappland an.« Therese lachte.

Herr von Poschinger drohte ihr zum Spaß mit dem Zeigefinger. »Frau Randlkofer, Sie machen sich schon gern über uns Leute vom Land lustig, gell? Und dabei ahnen Sie wahrscheinlich gar nicht, wie schön es bei uns draußen ist.« Poschinger zwinkerte ihr zu. »Nehmen Sie doch im Frühling, an einem Sonntag, einmal die Kutsche und kommen Sie zu uns hinaus nach Lappland. Meine Gattin und ich würden uns freuen. Sie und besonders die Kinder werden staunen, was es in einem Moor so alles zu entdecken gibt. Die Lerchen singen, Störche staksen in den Bächen, und die Fische springen. Das wäre eine gut gefüllte Speisekammer für eine Delikatessenhandlung wie die Ihre, gnädige Frau. Wachteln, Rebhühner, Entenbrüste – sie alle fliegen da einfach so durch die Gegend. Man muss sie lediglich fangen. Saiblinge, Flusskrebse, das finden Sie alles

bei uns. Und frischer und bestimmt billiger als aus Frankreich oder Italien, aber auf keinen Fall schlechter.«

Im eleganten graublauen Rock mit Zylinder lief der Herr des Schlosses Ismaning mit seinen grau gewordenen Löckchen draußen auf dem Land bestimmt nicht herum, dachte Therese. Für die Stadt machte man sich eben fein. Er und seine Gattin nutzten ihre Ausflüge für Schneiderbesuche, Bankgeschäfte und diverse Besorgungen. Und nie hielten sich die Poschingers in München auf, ohne dem Dallmayr einen Besuch abzustatten und sich beraten zu lassen, was es wieder Neues und Feines gab. Der Kutscher schleppte dann Paket um Paket hinaus und fuhr nicht ab, ohne von Korbinian Fey noch mit einem Glas Schnaps und einer kleinen Brotzeit verköstigt zu werden.

»Herr von Poschinger, jedes Mal wenn Sie hier sind, reden Sie mir Ihr Moos schön«, sagte Therese.

»Das mache ich nur, weil es wirklich schön ist. Und, das sage ich Ihnen gleich, ich mache das so lange, bis Sie uns endlich einmal besuchen kommen. Warten Sie nicht, bis die Eisenbahn einmal bis nach Ismaning fährt. Es könnte gut sein, dass wir dann gar nicht mehr dort sind oder nicht mehr leben.«

»Ich bitte Sie«, entrüstete Therese sich. »Wir sind doch nicht alt.«

»Sie nicht, gnädige Frau, ich schon. Wie geht's denn eigentlich Ihrem Mann? Ich habe gehört, er ist krank, und letzte Woche hat er auch schon im Geschäft gefehlt.«

»Eine Erkältung, die vielleicht aufs Herz geschlagen hat«, sagte Therese, mehr mochte sie nicht darüber reden. Poschinger war ein feiner Mensch, der verstand, dass ihm das genügen musste als Auskunft.

»Dann wünschen wir ihm baldige Genesung.«

»Danke schön, Herr von Poschinger. Haben Sie denn alles gefunden, was Sie brauchen?«

»Brauchen? Ob wir das alles brauchen, was wir bei Ihnen einkaufen, verehrte Frau Randlkofer, da bin ich mir nicht so sicher. Wir haben ja draußen im Moos alles: Kartoffeln, Weißkraut, Gemüse ...«

»Aber manchmal darf es schon auch etwas Besonderes sein. Sonst wären Sie nicht hier.«

»Wir lassen uns gern verführen. Meine Gattin ist jetzt ganz verrückt nach Tomaten. Ich mag sie ja gar nicht. Ich finde, sie schmecken nur nach Wasser und haben außerdem noch diese abscheulichen Körner.«

»Dann haben Sie das Geheimnis der Tomate noch nicht entdeckt. Sie ist nämlich ein ganz besonderes Gewächs. Die Österreicher nennen sie Paradeiser und die Italiener gar Goldapfel, *pomodoro*.«

»Wirklich? Haben die alle keinen Geschmack? Na, da sind Frauen vielleicht anders. Henriette muss immer alles sofort ausprobieren, wenn sie etwas Neues entdeckt. Und meistens schmeckt es ihr sogar.«

»Das geht mir genauso. Wir Frauen sind eben neugierig. Und ich finde ja ohnehin, dass die Kochkunst die schönste von allen Künsten ist.«

»Tatsächlich?« Poschinger schmunzelte. »Das würde ich auch sagen, wenn ich ein Geschäft wie das Ihre hätte.« Sein Blick wanderte über die prall gefüllten Vitrinen und Verkaufstheken.

»Am meisten können wir von unseren Hofköchen lernen, die bei Hof ja nur das Allerfeinste und Beste auf den Tisch bringen.«

»Das sie bei Ihnen im Laden erwerben können.«

Therese nickte. »Viele von ihnen sind in Frankreich oder Italien in die Lehre gegangen. Sonst würden wir ja immer noch Kartoffeln und Kraut essen, wie die Ismaninger Bauern, mit Verlaub, Herr von Poschinger.«

»Jaja, spotten Sie nur«, erwiderte der gutmütig. »Sie wissen ja, dass ich für solche Scherze zu haben bin. Ich mag es, wenn es nicht so fad und bierernst zugeht.«

»Wonach steht Ihnen denn heute der Sinn, Herr von Poschinger? Die Tomaten sind es also nicht. Haben Sie denn schon unsere Pasteten gekostet und den feinen Parmaschinken und die Würste aus Oberitalien?«

Poschinger winkte ab.

»Jetzt sagen Sie bloß, die wachsen bei Ihnen im Moos auch so gut wie das Kraut?«

»Frau Randlkofer, jetzt verwechseln Sie unser Zuhause aber mit dem Schlaraffenland.«

»Womit könnte ich Ihnen denn heute eine besondere Freude machen? Was lacht Sie am meisten an?«

»Ja, eigentlich Sie, Frau Randlkofer, aber wenn Sie etwas Essbares meinen, dann geht mein Verlangen eher in diese Richtung.« Poschinger zeigte auf die Theke mit den Süßwaren. »Da werde ich leider fast immer schwach.«

»Dann lassen Sie sich doch von unserem Lehrling einmal erklären, welche die beste Schokolade ist, und im Speziellen, wie die belgische schmeckt, die wir heute Morgen bekommen haben. Das müssen Sie einmal erleben und dann selbst kosten, ob er recht hat.« Therese gab Ludwig ein Zeichen, sich um den Herrn von Poschinger zu kümmern und nicht mit den Kostproben zu knausern.

»Ich werde dann einmal sehen, ob ich Ihrer Frau behilflich sein kann.«

Wenn doch nur alle so wären wie der Herr von Poschinger, dachte Therese, dann wäre das Leben so viel einfacher. Vielleicht mussten sie doch einmal einen Sonntagsausflug hinaus nach Ismaning machen. Paul wäre bestimmt begeistert, aufs Land zu fahren.

Frau von Poschinger empfahl sie einen Hecht und verriet ihr

dazu ein Rezept, das sie dem jungen Theodor Hierneis einmal hatte abluhsen können, als der noch Küchenjunge bei König Ludwig in der Residenz gewesen war. Angeblich handelte es sich bei dem Rezept um die Leibspeise von Ludwig II. Es hieß, er hätte sehr schlechte Zähne gehabt und deshalb gern Gerichte verspeist, bei denen er nicht so kräftig zubeißen musste. Für das sogenannte Hechtenkraut musste man Hechtfleisch mit Sauerkraut, gekochten und geriebenen Kartoffeln und etwas Sauerrahm vermischen. Die gesalzene und gepfefferte Masse wurde in eine Auflaufform gefüllt, mit Béchamelsoße übergossen und mit Semmelbröseln bestreut gebacken.

»Und wie oft müssen wir Sie noch einladen, dass Sie uns endlich einmal besuchen kommen, Frau Randlkofer? Bringen Sie die Kinder und Balbina mit. Bei uns ist es immer so still, weil der Herrgott uns leider keine eigenen Kinder geschenkt hat.«

Und weil Sie eben da draußen in der Einöde leben, dachte Therese, aber sie sagte es nicht. Der Herr von Poschinger würde so einen Scherz verstehen, bei seiner Gattin war Therese sich nicht sicher.

»In Gottes Namen, dann kommen wir halt im Frühling, sobald es warm wird, einmal nach Ismaning«, versprach sie.

»Wir nehmen Sie beim Wort!« Frau von Poschinger schien sich wirklich sehr zu freuen. »Und Ihren Mann bringen Sie auch mit. Hoffentlich geht es ihm bald wieder besser.«

Therese sah hinüber zu den Süßwaren, wo Ludwig gerade seine Porzellanschaukel voll Schokoladenbruch lud, ihn auf die Balkenwaage leerte und von dort in eine Papiertüte füllte. Aha, dachte Therese, der Herr von Poschinger hat also auch den Urwald auf der Zunge gespürt und lässt sich davon noch etwas für zu Hause einpacken.

Nach Ladenschluss sah Therese als Erstes nach ihrem Mann, doch der schlief fest. Balbina gelang es später, ihm ein wenig Brühe einzuflößen sowie eine halbe Tasse Kamillentee. Und als Therese nach dem Abendessen noch einmal zu ihm ging, war er erneut eingeschlafen. Vielleicht hatte ihn der Besuch seines Bruders so angestrengt. Er war lange geblieben, und Therese hätte zu gern gewusst, was die beiden zu besprechen gehabt hatten. Sie würde Anton direkt am morgigen Tag danach fragen.

Ludwig war schon ganz eifrig dabei, Platz in seiner Vitrine zu schaffen, als Therese am nächsten Morgen das Geschäft aufschloss.

»Vorsichtig, gell?«, ermahnte Therese ihn. »Sonst fällt wieder etwas zu Boden.«

»Freilich, Chefin.«

Therese kam es so vor, als sei ihr Lehrling in den letzten Tagen oder Wochen ein gutes Stück gewachsen. Zwischen Schuhen und dem Hosensaum war die Lücke schon fast zwei Finger breit.

»Warum bist du denn heute so aufgereggt, Ludwig?«

»Heute kommt doch die Lieferung aus dem Café Luitpold. Die Pralinen, die wir dort bestellt haben, Frau Randlkofer. Haben Sie unsere schönen Spanschachteln überhaupt schon gesehen?«

»Wann sind die denn gekommen?«

»Gestern Abend noch, schauen Sie mal.«

Sie folgte Ludwig in den kleinen Raum, ein früherer Lageraum, der zur Packstation umfunktioniert worden war. Eine Idee von Anton, der immer schon davon träumte, das Sortiment an eigenen Dallmayr-Produkten auszuweiten.

Die runden Spanschachteln waren aus hellem Holz gefertigt. Auf dem Deckel war der blaue Dallmayr-Schriftzug aufgemalt.

